Mannheimer Frauenhaus e.V.

Abschlussbericht
Projekt „Menschenskind“

Trauma- und Krisenbewältigung bei Kindern, die häusliche Gewalt erlebt haben

Gefördert von „Aktion Mensch“
Laufzeit Oktober 2005 - September 2008

Herausgegeben von

Mannheimer Frauenhaus e.V.
Postfach 12 13 48
68064 Mannheim
www.frauenhaus-fiz.de

Layout und drucktechnische Herstellung:
Spectrum. Grafik, Satz + Druck GmbH
Mannheim, 2008

Unser Spendenkonto

Sparkasse Rhein Neckar Nord
Konto-Nr.: 302 467 21
BLZ: 670 505 05

Trauma- und Krisenbewältigung bei Kindern, die häusliche Gewalt erlebt haben

Inhaltsverzeichnis Seite

Claudia Schöning-Kalender: Einführung 2

Irene Salzmann: Psychotherapeutische Unterstützung für Mädchen und Jungen, die häusliche Gewalt erlebt haben 5

Fazit und kritische Sichtung 22

Annette Pina: Das Angebot „Jeux Dramatiques“ im Rahmen des Projektes 25

Silke Gahleitner: Den Zyklus der Gewalt durchbrechen. Bindungs- und Beziehungsarbeit in ihrer Bedeutung für den Gewaltbereich 31

Cornelia Seith: Gewaltbelastung und Unterstützungsbedarf von Kindern und Eltern bei häuslicher Gewalt - Ergebnisse der wissenschaftlichen Begleitung des Aktionsprogramms „Kinder als Zeugen und Opfer häuslicher Gewalt“ 43

Podiumsgespräch: Betroffenheit erkennen - Unterstützung leisten - Perspektiven entwickeln 56

Ausblick: Kinder unserer Stadt. Mannheimer Präventionsnetzwerk gegen häusliche Gewalt. 67

Dr. Claudia Schöning-Kalender, Projektleitung

Einführung

Mit dieser Veröffentlichung legt der Mannheimer Frauenhaus e.V. den abschließenden Bericht eines dreijährigen Projektes „Menschenskind. Trauma- und Krisenbewältigung bei Kindern, die häusliche Gewalt erlebt haben" vor. Das Projekt wurde von der Aktion Mensch gefördert und im Zeitraum von Oktober 2005 bis September 2008 durchgeführt.

Der Projektträger Mannheimer Frauenhaus e.V. bietet Schutz und Hilfen für Frauen und Kinder, die aus familiären Gewaltbeziehungen kommen oder in schwierigen Trennungssituationen leben. Seit 1981 unterhält er die Wohneinrichtung Frauenhaus, derzeit mit vier Wohneinheiten sowie einer barrierefreien Wohnung (21 Plätze), seit 1987 besteht die ambulante Beratungseinrichtung Fraueninformationszentrum (FIZ) für Frauen in schwierigen Trennungs- und Scheidungssituationen, seit 1989 sind Außenwohnungen angegliedert (derzeit 12 Plätze). Der Mannheimer Frauenhaus e.V. versteht sich als Lobby gegen jegliche Gewalt an Frauen und Kindern, betreibt aktiv Öffentlichkeitsarbeit und ist regional und bundesweit vernetzt.

Seit einigen Jahren ist neben den Unterstützungsangeboten für die Frauen auch das Bewusstsein für die unmittelbare Betroffenheit der beteiligten Kinder bundesweit deutlich gestiegen. Die Angebotslücken bei Intervention und Prävention im Bereich häuslicher Gewalt sind jedoch nach wie vor beträchtlich. Einige Modellvorhaben der letzten Jahre haben dies einerseits deutlich gemacht, zugleich aber auch Handlungsmöglichkeiten aufgezeigt (BIG Präventionsprojekt, 2008; Gemeinsam für mehr Kinderschutz bei häuslicher Gewalt, Landesstiftung Baden-Württemberg, 2007/8; Kinder als Opfer häuslicher Gewalt - Handlungsempfehlungen für die kommunale Präventionsarbeit in Mecklenburg-Vorpommern, 2005).

Im Rahmen des Projektes „Menschenskind" wurden Mädchen und Jungen, deren Mütter das Frauenhaus oder das Fraueninformationszentrum des Mannheimer Frauenhaus e.V. aufsuchten, bei Bedarf von einer Psychotherapeutin betreut.

Ziel des Projektes war die Hilfe bei der Verarbeitung von belastenden/traumatischen Erlebnissen der Kinder und die Stärkung der Schutzfunktion und der Erziehungskompetenz von Müttern/Eltern/Bezugspersonen, sowie die Entwicklung eines Konzepts zur nachhaltigen Unterstützung von Kindern, die häusliche Gewalt erlebt haben.

Das Besondere der therapeutischen Einzelarbeit mit den Kindern im Rahmen des Projektes „Menschenskind" war die schnelle und unbürokratische Verfügbarkeit dieses Angebotes und die unmittelbare Verbindung mit Frauenhaus und Frauenberatungseinrichtung. Das Konzept für den therapeutischen Zugang zu den Kindern konnte vor diesem Hintergrund unmittelbar von der Erfahrung der Mädchen und Jungen als Zeugen und/oder Opfer von Gewalt in der Familie ausgehen.

Da das Thema Gewalt im häuslichen Nahbereich für die Betroffenen häufig mit einem Tabu behaftet ist, können andere Stellen im Hilfesystem die Frage nach der Gewalt häufig erst mühsam und in einem langen Prozess mit den Betroffenen thematisieren. Dies musste die Therapeutin nicht, für sie war aufgrund der Verknüpfung mit Frauenhaus und Fraueninformationszentrum die Ausgangssituation, d.h. die Tatsache, dass häusliche Gewalt stattgefunden hatte und die Kinder zu Zeugen oder auch unmittelbaren Opfern geworden waren, von vornherein gegeben.

Die Mütter bzw. Eltern wurden in den therapeutischen Prozess einbezogen. Bei Bedarf wurden Gespräche in Einzelfällen auch zusätzlich gemeinsam mit einem männlichen Therapeuten geführt.

Im Kinderbereich des Frauenhauses wurde die therapeutische Arbeit durch separate Angebote für Jungen unterstützt. Darüber hinaus wurde den Kindern, insbesondere den Mädchen, mit der Methode Jeux Dramatiques ein Angebot gemacht, um ihre Erfahrung mit häuslicher Gewalt im Spiel bearbeiten zu können.

Das therapeutische Angebot wurde in der Anfangsphase des Projektes von der Therapeutin im Projekt, Irene Salzmann, im Mannheimer Arbeitskreis „Gewalt in Partnerschaften", geleitet von der Frauenbeauftragten, vorgestellt und mit großem Interesse aufgenommen. Zu diesem Zeitpunkt gingen wir davon aus, dass das therapeutische Angebot auch für Anfragen von außen geöffnet werden sollte und könnte. Im Laufe des Projektes wurde jedoch deutlich, dass die im Projekt verfügbaren Kapazitäten vollständig durch die Nachfrage aus den Einrichtungen des Projektträgers Mannheimer Frauenhaus e.V. selbst belegt wurden.

Weitere öffentliche Anerkennung und Aufmerksamkeit erlangte das Projekt durch die Auszeichnung mit dem Gütesiegel „Familienfreundliches Mannheim. Wir sind dabei" des Mannheimer Bündnisses für Familie. Mit diesem Gütesiegel werden Angebote herausgestellt, die Familien fördern und Mannheim auf dem Weg zu einer noch familienfreundlicheren Stadt voranbringen. Außergewöhnlich innovative und einzigartige Angebote werden besonders hervorgehoben. Damit wurde die Bedeutung des Projektangebotes auch für die Kommune nochmals öffentlich unterstrichen.

Schließlich profitierte das Projekt 2006 als eines von drei Projekten mit einer größeren Summe aus dem Spendenaufkommen der Benefizgala „Ball der Sterne" von Radio Regenbogen, was einerseits den Bekanntheitsgrad des Projektes in der Region förderte, andererseits den Mannheimer Frauenhaus e.V. bei den für das Projekt aufzubringenden Eigenmitteln erheblich entlastete.

Im Rahmen eines Fachtages wurde im zweiten Jahr des Projektes zunächst der interne Erfahrungsaustausch mit FachkollegInnen insbesondere aus der Erziehungshilfe gesucht. Hier wurden erste Ergebnisse aus dem Projekt dieser kleinen Fachöffentlichkeit vorgestellt, unterstützt durch einen Vortrag von Silke Gahleitner, Professorin für Psychologie und Klinische Sozialarbeit an der Alice-Salomon-Fachhochschule Berlin, zum Thema „Kinder, die häusliche Gewalt erlebt haben - Konsequenzen für Therapie und Beratung'. Das vorrangige Ziel dieses Fachtages war es, erste Ergebnisse aus dem Projekt einem KollegInnenkreis aus der Praxis vorzustellen und damit frühzeitig durch sie, die sich tagtäglich professionell mit Familien mit Multiproblemlagen befassen, ein Korrektiv zu haben für die Arbeit mit unserer doch eher begrenzten Zielgruppe. Es stellte sich heraus, dass die Erwartung auf der anderen Seite ähnlich hoch war: die in ihrem Arbeitsalltag ständig mit Familien mit Multiproblemlagen befassten und belasteten KollegInnen erwarteten von der Projektgruppe differenzierte Einsicht in den Umgang mit von Gewalt belasteten Familien und Handlungsleitlinien insbesondere für den Umgang mit den Kindern.

Entsprechend hoch war die Resonanz auf das Angebot einer öffentlichen Fachtagung im dritten Jahr des Projektes, an der diesmal über 120 interessierte KollegInnen aus der Stadt Mannheim und aus der Region teilnahmen. Es handelte sich hierbei vor allem um Mitarbeiterinnen von Kindergärten, Schulen, Frauenhäusern aus der Region, und in hoher Anzahl VertreterInnen städtischer Ämter und Einrichtungen. Diese hohe TeilnehmerInnenzahl zeigte uns einmal mehr die Bedeutung des Themas „Kinder als Opfer und Zeugen häuslicher Gewalt" und den Gesprächs- und Handlungsbedarf, der in diesem Bereich ganz offensichtlich bestand und weiter besteht.

Die Fachvorträge, die im Rahmen der Fachtagung von Prof. Dr. Silke Gahleitner und Dr. Corinna Seith, Projektleiterin am pädagogischen Institut der Universität Zürich, gehalten wurden, sind Teil dieses Berichtes. Der Vortrag von Dipl.-Psych. Irene Salzmann über das Projekt Menschenskind „Unterstützungsangebote für Mädchen und Jungen, die häusliche Gewalt erfahren haben" hat weitgehend Eingang gefunden in ihren hier veröffentlichten Abschlussbericht. Ihr Fazit wurde für diese Veröffentlichung einer Stellungnahme der Mitarbeiterinnen im Frauenhaus gegenübergestellt, so dass an dieser Stelle auch unterschiedliche professionelle Sichtweisen deutlich werden.

Am Schluss der Fachtagung stand eine Podiumsdiskussion zum Thema „Betroffenheit erkennen - Unterstützung leisten - Perspektiven entwickeln". In dieser Gesprächsrunde, an der sich auch die Leiterin der Sozialen Dienste der Stadt Mannheim, Ulrike Scheurich, beteiligte, wurden die konkreten Handlungsmöglichkeiten vor Ort ausgeleuchtet mit dem Ziel, insbesondere die präventiven Möglichkeiten in der Stadt zu verbessern und langfristige Strategien gegen häusliche Gewalt zu entwickeln.

Zum Abschluss dieses Berichtes haben wir auf der Grundlage der Projektergebnisse und -erfahrungen und vor dem Hintergrund des Austausches mit den ExpertInnen aus der Wissenschaft und aus der Praxis Perspektiven formuliert für die weitere notwendige Arbeit mit Kindern und für Kinder, die häusliche Gewalt erfahren haben.

Allen Beteiligten sei gedankt für ihre Mitwirkung am Zustandekommen und der erfolgreichen Durchführung des Projektes: der Therapeutin und dem männlichen Co-Therapeuten, den Mitarbeiterinnen im Frauenhaus und Fraueninformationszentrum, der Mitarbeiterin und dem Mitarbeiter im Kinderbereich, der Verwaltung für die aufwändige bürokratische Abwicklung des Projektes, den Referentinnen und der Moderatorin bei unserer Fachtagung, allen, die mit öffentlicher Unterstützung, mit professionellen Gesprächen und mit Geld zum Erfolg unseres Projektes beigetragen haben, der Spectrum Grafik, Satz und Druck GmbH für die Unterstützung bei der Erstellung dieses Berichtes und nicht zuletzt der Aktion Mensch für die weitgehende Förderung des Projektes.

Psychotherapeutische Unterstützung für Mädchen und Jungen, die häusliche Gewalt erlebt haben

Oktober 2005 - September 2008

Irene Salzmann, Diplom-Psychologin + Familientherapeutin

Die Ausgangssituation

Die Interventionen und die Unterstützung für gewaltbetroffene Frauen haben sich in den letzten Jahren in vielerlei Hinsicht verbessert. Das Ausmaß der Gewalt gegen Frauen ist jedoch nach wie vor groß. In der Hauptstudie des Bundesministeriums zu Gewalt in Paarbeziehungen wurde ermittelt, dass „jede vierte Frau (25%) körperliche oder sexuelle Gewalt in Paarbeziehungen erlebte und jede siebte Frau (13%) sexuelle Gewalt, unabhängig davon, ob der Täter der Frau bekannt war" (BMFSFJ, 2004, S. 6).

Im Jahr 2005 wurden von der Polizei allein in der Stadt Mannheim 303 Fälle von Gewalt im sozialen Nahraum registriert; in 187 Fällen wurden polizeiliche Platzverweise ausgesprochen; bei 179 Vorkommnissen waren Kinder beteiligt. Die Dunkelziffer dürfte Schätzungen zufolge deutlich höher liegen. Nach dem Jahr 2005 wurde in der Polizeistatistik die Anzahl der betroffenen Kinder leider nicht mehr mit erhoben.

Anzahl der Platzverweise in Mannheim

2005 : 187
2006 : 159
2007 : 179
2008 : ?

In rund 60% der Platzverweise sind Kinder als Zeugen/Betroffene anwesend.

In 60 - 70% (!) der Fälle häuslicher Gewalt leben Kinder in der Familie und sind direkt oder indirekt mitbetroffen.
Sie werden Zeugen häuslicher Gewalt gegen die Mutter oder gegen Geschwister.

Sie sehen oder hören, wie ihre Mütter zusammengeschlagen, beschimpft, bedroht und gedemütigt werden. Teilweise sehen sie auch, wie ihre Mütter vergewaltigt oder (beinahe) umgebracht werden.

Warum dieses Projekt?

- Kinder werden in Situationen häuslicher Gewalt oft vernachlässigt.
- In der Projektarbeit sollen die Situationen und die Bedürfnisse der Kinder in den Mittelpunkt gestellt werden.
- Es fehlen wissenschaftliche Erkenntnisse über die Auswirkungen unterschiedlicher Interventionen auf die Entwicklung betroffener Kinder.

Aus diversen Forschungsergebnissen (z.B. Felitti, 1998; Kindler, 2002) ist bekannt, dass die betroffenen Kinder häufiger als andere Kinder Schwierigkeiten in ihrer sozialen, kognitiven und/oder emotionalen Entwicklung haben.

Schulprobleme sind häufige Begleiter. Sie fühlen sich sehr hilflos und ausgeliefert, teilweise aber auch verantwortlich für das, was zwischen ihren Eltern passiert.

ACE-Studie (Felitti, 1998, N = 17'000)

Belastungsfaktoren:
- wiederholter und schwerer körperlicher Missbrauch
- wiederholter und schwerer emotionaler Missbrauch
- sexueller Missbrauch

Aufgewachsen in einem Haushalt mit
- einem Alkoholiker oder Drogenkonsumenten (23)
- einem Familienmitglied im Gefängnis
- einem psychisch kranken Familienmitglied
- körperlicher Misshandlung der Mutter (57)
- Abwesenheit beider biologischer Eltern

Auch in ihrem Leben als Erwachsene haben Personen, die in ihrer Kindheit häusliche Gewalt erlebt haben, ein erhöhtes Erkrankungsrisiko für psychische Probleme. Um diesen Gefahren zu begegnen, wurde in Mannheim ein spezielles Angebot für Kinder, die häusliche Gewalt erlebt haben, geschaffen.

Ziel war, genau auf die Bedürfnisse dieser Kinder eingehen zu können, um die psychischen Folgen häuslicher Gewalt einschränken zu können.

Das Konzept

Das therapeutische Konzept, das die Grundlage für diese Projektarbeit war, wird im Folgenden beschrieben. Es wurde zu Beginn des Projekts entworfen und hat während der Projektzeit wenige kleinere Änderungen und Ergänzungen erfahren. Im Grundsatz ist es jedoch unverändert geblieben.
Die therapeutische Haltung basiert auf einer systemischen Denkweise.
Das Kind kann nicht losgelöst von seiner Familie, seinen Bezugspersonen und seiner Umwelt betrachtet und behandelt werden. Deshalb war die Zusammenarbeit mit den Müttern oder anderen wichtigen Familienangehörigen, aber auch mit anderen Hilfesystemen sehr wichtig.

Um die Zusammenarbeit kontinuierlich zu gestalten, wurden mit den Müttern regelmäßige Treffen vereinbart, um über das Kind, seine Entwicklung und den therapeutischen Auftrag zu sprechen. Individuell und gemeinsam wurde entschieden, ob die Mutter allein kommt oder zusammen mit dem Kind.

Die persönlichen Belange der Mütter konnten und sollten jedoch nicht Bestandteil der Projektarbeit werden. Es erschien sinnvoll, dass die persönlichen Belange der Mütter, insbesondere ihre Bedürfnisse nach Schutz, Sicherung des Alltags und/oder Beratung für ihre persönliche Situation weiterhin Sache der Beratung im Fraueninformationszentrum bzw. im Frauenhaus blieben.

Diese Entscheidung hat sich bewährt. Der Rahmen des im Projekt Möglichen wäre sonst gesprengt worden. Zugleich konnte damit den Müttern wie den Kindern signalisiert werden, dass die Kinder in diesem Projekt im Mittelpunkt stehen, dass es um ihre Sorgen und Nöte, auch ihre Hoffnungen und Wünsche geht.

Häusliche Gewalt im Fokus

Da es sich bei Gewaltfamilien nach Machann und Rosemeier (1999, S. 138) in vielen Fällen um „hard-to-reach" - bzw. Multiproblemfamilien „mit einem hohen Krisenpotential, chronischer Vernachlässigung, mangelnden Kompetenzen und negativem Selbstbild" handelt, sollte das Angebot genau auf diese Problemlagen passen.

Grundsätze der Arbeit

- zeitnah
- aufsuchend (bei Bedarf)
- Mütter werden im FIZ/FH parallel beraten
- Einzel- und Gruppenarbeit
- Kooperationen
- Transparenz

Die Kinder sollen ein Angebot erfahren, das ihnen Spaß macht, sie zur Mitarbeit motiviert, ihnen gleichzeitig aber auch Entlastung und Stabilisierung bringen.
Das bedeutet grundsätzlich:

- Ressourcenorientierung
- Wertschätzung
- spielerische Auseinandersetzung
- Kompetenzerweiterung/ Handlungsalternativen
- Informationen

Die therapeutische Umsetzung wird weiter unten beschrieben. Die Vorteile der gewählten Vorgehensweise liegen in erster Linie in der Möglichkeit, schnell und individuell auf Anliegen reagieren zu können. Dies ist eine wichtige Grundlage für die Arbeit mit Klienten, die einer hohen inneren und äußeren Belastung ausgesetzt sind, die innerhalb von wenig Zeit sehr viel entscheiden müssen und die oft aus wenig stabilen und ressourcenarmen Verhältnissen stammen.

Wie kamen die Kinder in die Therapie?

Es gab zwei Wege, wie die Kinder in die Therapie kamen: entweder über das Frauenhaus oder über das Fraueninformationszentrum.

Über das Frauenhaus: In das Frauenhaus flüchten Frauen vor ihren gewalttätigen Ehemännern und Partnern und suchen hier Schutz und Unterstützung. Wenn während der Projektlaufzeit mit den Frauen auch Kinder ins Haus kamen, sollte den Frauen das Projekt angeboten werden. Diese konnten dann entscheiden, ob sie das Angebot annehmen wollten.

Über das Fraueninformationszentrum (FIZ): In die ambulante Beratung von Frauen im Fraueninformationszentrum kommen viele Frauen, die sich aus Gewaltbeziehungen lösen wollen.

Aufnahmekriterien

- Kinder, die häusliche Gewalt erlebt haben
- Mütterberatung in FIZ oder Frauenhaus
- Ende der akuten Gewaltsituationen vollzogen oder absehbar
- Bereitschaft der Mutter zur Auseinandersetzung mit Familienbeziehungen

Bei einem Platzverweis (befristete Wegweisung des Partners aus der gemeinsamen Wohnung) bekommt die Frau das Angebot, sich im Fraueninformationszentrum beraten zu lassen.

Wenn in der Familie Kinder lebten, wurde die Situation dieser Kinder in der Beratung angesprochen und das Projekt vorgestellt. Viele Frauen aus der ambulanten Beratung nahmen das Projekt-Angebot für ihre Kinder in Anspruch.

Ursprünglich war geplant, das Projekt-Angebot bei weiteren Stellen, z.B. beim Jugendamt oder bei den Erziehungsberatungsstellen zusätzlich bekannt zu machen. Da der Zulauf innerhalb kurzer Zeit die Kapazitäten gefüllt hat, haben wir davon abgesehen.

Anlässlich der beiden Fachtagungen konnten wir feststellen, dass das Interesse am Thema groß ist und dass es in diesem Bereich dringenden Handlungsbedarf, insbesondere auch Vernetzungsbedarf zwischen den wichtigsten Akteuren gibt.

Wie wurden die therapeutischen Ziele vereinbart?

In einem ersten Gespräch, das in der Regel mit der Mutter allein geführt wurde, bekam die Mutter genauere Informationen über das Projekt. Die formalen Dinge wurden abgesprochen. Häusliche Gewalt wurde von Anfang an thematisiert. In einem halbstrukturierten Interview wurden Art und Häufigkeit der Gewalt, Familienbeziehungen und Ressourcen erfragt.

Die Mütter wurden als kompetente Gesprächspartnerinnen angesprochen. Sie sind Expertinnen ihrer Situation und kennen ihre Kinder am besten. Mit ihnen zusammen wurde überlegt, welche Ziele für das Kind erreicht werden sollten und welchen Beitrag sie persönlich leisten konnten, um diese Ziele zu erreichen. Es wurde klar herausgearbeitet, dass die Verantwortung für das Wohl des Kindes in erster Linie in die Hände der Mutter gelegt werden sollte. Weil die Mütter wegen häuslicher Gewalt Hilfe suchten, war das Thema „Gewalt" kein Tabu mehr und konnte sofort angesprochen werden. Dies war für beide Seiten eine Entlastung.

Falls die Mutter dies wünschte, konnten gemeinsame Gespräche mit dem Partner und einem männlichen Co-Therapeuten geführt werden. Ziel dieser Gespräche waren Verhaltensregeln, die dazu führen sollten, die schwierigen Bedingungen für die Kinder weniger belastend zu gestalten.

Viele Eltern, die bereit waren an solchen Gesprächen teilzunehmen, waren auch bereit ihr Verhalten zu ändern, wenn ihnen klar wurde, dass sie damit ihren Kindern eine Entlastung bringen konnten. Für weiterführende Gespräche wurden beratungswillige Paare an Eheberatungsstellen vermittelt.

Häufige Bedürfnisse und Schwierigkeiten der Kinder

Der erste Schritt auf das Kind zu muss geprägt sein von Interesse und Wertschätzung. Ein Kind ist in erster Linie ein Wesen, das viel kann, viel weiß und liebenswert ist. Auch wenn aus diagnostischer Sicht vieles schief gelaufen ist und große Defizite feststellbar sind, so ist der erste Schritt immer, das Kind anzunehmen wie es ist und die positiven Seiten zu suchen und zu stärken. Ohne ein Mindestmaß an positiver Selbstsicht ist ein guter Umgang mit traumatischen Erlebnissen auch für Kinder nicht möglich. Gleichzeitig sind die meisten Kinder dankbar, wenn sie merken, dass Ihnen eine Person gegenübersitzt, die von den Problemen weiß, die sich in der Problematik auskennt und ihnen und ihren Eltern wieder Hoffnung vermitteln kann.

▶ Ängste

Ein großes Problem für viele Kinder sind ihre Ängste - tagsüber und in der Nacht. Gerade Kinder, die brutale Gewalt ihrer Väter erlebt haben, fürchten sich nach der Trennung davor, dem Vater wieder zu begegnen.

Sie mussten teilweise jahrelang unter der Gewalt leiden. Sie haben erlebt, dass der Vater in der Familie mächtig ist und tun kann, was er will.

Wenn er dann weg ist, erleben die Kinder meistens ambivalente Gefühle. Einerseits sind sie froh, dass er gegangen ist und mehr Ruhe einkehren konnte, andererseits vermissen sie ihn auch, sind traurig und schämen sich, dass die Eltern sich getrennt haben. Diese Ambivalenz macht Angst.

Die 14-jährige L. zum Beispiel hat jahrelang miterlebt, wie ihre Mutter vom Vater geschlagen wurde. Auch sie wurde von ihrem Vater immer wieder geschlagen, gegen die Wand gestoßen und beleidigt. Sie sei zu dick und zu dumm und sie solle ihm aus den Augen gehen.

Als der Vater versucht hatte, vor den Augen der Kinder die Mutter umzubringen, war L. es, welche die Polizei verständigte und den Polizisten die Tür aufmachte, die der Vater vorsorglich abgesperrt hatte. Die Mutter musste ins Krankenhaus. Sie trug bleibende Verletzungen davon und hinkt heute noch.

L. war sehr unglücklich, hatte sich zum Zeitpunkt unseres Kennenlernens auch äußerlich vernachlässigt. Ihre Leistungen in der Schule waren gefallen. Sie konnte sich auf nichts mehr konzentrieren. Ihr Selbstvertrauen war minimal.

Im Gegensatz zu vielen anderen Kindern war sie sehr froh, dass ihr Vater weg war. Sie konnte und wollte nicht positiv an ihn denken. Dieses Vaterbild konnte in der Therapie nicht verändert werden. L. hatte große Ängste entwickelt, allein durch die Straßen zu gehen. Sie fühlte sich vom Vater und von seinen Verwandten verfolgt und rechnete ständig damit, von ihm entführt, eingesperrt und gequält zu werden. Der Schulweg wurde zur Qual.

In der Therapie konnte durch die Arbeit am „Sicheren Ort", durch Beleuchten der positiven Eigenschaften und durch Imagination der Selbstwert wieder wachsen. Ihre Möglichkeiten, sich selbst zu schützen, wurden genau besprochen.

Gleichzeitig entwickelte sie ein Bild vom Vater als sturer, böser Esel, dem sie einen Tritt in den Hintern verpassen wollte. Dieses innere Bild war heilsam für sie, stärkte ihre Selbstwirksamkeit und half ihr, sich wieder frei in der Stadt bewegen zu können.

Ihre schulischen Leistungen wurden deutlich besser. Sie machte letztes Jahr den Realschulabschluss mit Empfehlung für das berufliche Gymnasium. Sie ist sozial gut eingebunden und macht auch äußerlich einen gepflegten Eindruck.

Ihre Beziehung zu Männern und insbesondere zum Vater wird wohl schwierig bleiben, nicht zuletzt auch deswegen, weil der Vater sich nicht mehr bei ihr gemeldet hat. Wenn er angerufen hat, dann nur, um mit seinem jüngeren Sohn zu sprechen. Ein Gespräch mit der Therapeutin lehnte er ab. Er ist sauer, weil L. ihn bei der Polizei verraten hat.

▶ Albträume

Auch Albträume gehören zu den Problemen, die Kinder häufig berichten. Sie träumen oft schreckliche Dinge von riesigen, mächtigen Monstern, die alles platt machen und niemand im Traum wagt es, sich gegen sie zu stellen, weil dies das sichere Todesurteil wäre.

In der Traumarbeit hat es sich als günstig erwiesen, die Traumbilder aufzugreifen, sich mit ihnen z.B. durch Malen der fürchterlichen Szene auseinander zu setzen.

Für die meisten Kinder ist es sehr entlastend, sich neue Traumgeschichten auszudenken, in denen die Monster besiegt werden und verschwinden. Wenn die Kinder wieder in Ruhe schlafen können, ist dies für den weiteren Prozess von großer Bedeutung.

▶ Unsicherheit/mangelnder Selbstwert

Wichtig ist eine innere Stabilisierung der Kinder, eine Stärkung ihres Ichs. Wichtige Techniken sind z.B. die Arbeit mit dem „Sicheren Ort" oder „Traumreisen". Hier sind die Kinder ganz mit ihren Vorstellungen eines „Guten Ortes" beschäftigt, einem Ort der Ruhe und der Sicherheit.
Die Arbeit mit diesen Bildern wurde in verschiedener Hinsicht ausgebaut und immer wieder aufgegriffen, z.B. indem die Kinder ihren „Sicheren Ort" malen oder mit allen ihren Sinnen imaginativ erleben. Auf dieses innere Bild der Ruhe konnten sie in schwierigen Zeiten immer wieder zurückgreifen.

Der 7-jährige M. war ein Kind mit einem verloren gegangenen Selbstwert. Er hatte heftige körperliche Gewalt gegen seine Mutter erlebt. Er selber wurde nicht geschlagen. Als „Mann" wurde er vom Vater bevorzugt, wobei M. diese Rolle nicht wollte. Er verachtete seinen Vater, gleichzeitig hatte er Angst vor ihm. In einem Bild von sich selber zeichnete er sich als hässlichen Kerl, der auf dem Boden in seinen eigenen Exkrementen liegt.

Seine Mitschüler wollten nichts mit ihm zu tun haben, weil er stinke. Er neigte zu Fettleibigkeit und war grobmotorisch ziemlich ungeschickt.

Die motorischen und sozialen Auffälligkeiten wurden mit der Mutter besprochen. Sie berichtete, dass M. häufig vor dem Fernseher sitze. Dies sei nicht zuletzt deshalb entstanden, damit das Kind ruhig war, wenn der Vater nach Hause kam. Denn wenn das Kind störte, gab es immer wieder Streit.

Aber nun, nach der Trennung, wollte sie dies ändern. Sie meldete den Sohn zum Handballtraining an und brachte ihn einmal die Woche in die Ergotherapie. Sie sollte auch darauf achten, M. mehr Dinge allein tun zu lassen, auch auf seine Körperpflege zu achten.

Nach einigen Monaten war M. in seine Klasse integriert, er wurde zum Klassensprecher gewählt. Seine Konzentration und sein Benehmen hatten sich verändert, seine Versetzung war kein Thema mehr.

▶ Scham

Oft schämen sich die Kinder sehr dafür, was in ihrer Familie passiert. Sie möchten, dass niemand außerhalb der Familie weiß, was der Vater getan hat und dass der Vater nicht mehr in der Familie lebt. Die Kinder sollen selber entscheiden, wann für sie die Zeit reif ist, das Geheimnis nicht mehr für sich zu behalten. Sie lernen, dass eine Trennung nicht nur Nachteile bringt, sondern auch Vorteile, weil sie z.B. den Streit nicht mehr ständig mithören müssen.

Wenn ein paar Kinder in Alter und Geschlecht zusammen passten, wurden Gruppentermine vereinbart. In diesen können sich die Kinder gegenseitig von ihren Erfahrungen berichten. Da die Kinder ähnliche Erfahrungen gemacht haben, brauchen sie sich nicht vor einander zu schämen.

Es ist oft erstaunlich, wie interessiert die Kinder an ihren gegenseitigen Erfahrungen sind und wie sie ihre Scham überwinden können, wenn sie erleben, dass andere Kinder gleiche oder ähnliche Erfahrungen gemacht haben.

Wichtig ist eine sorgfältige Begleitung der Kindergruppen. So muss darauf geachtet werden, dass keine Konkurrenz darüber entsteht, wen es am schlimmsten getroffen hat o.ä. Alle Kinder sollen zu Wort kommen können, alle Kinder sollen zuhören können und für alle Kinder ist es eine Übung im wertschätzenden Umgang miteinander.

▶ Aggressionen

Die Kinder brachten eine unbändige Aggression und Wut auf den Vater mit in die Therapie.

Diese Wut musste endlich einmal rausgelassen werden, damit die Sichtweise auf den Vater wieder sachlicher und weniger emotional gestaltet werden konnte.

Nach der Aggression kam in den meisten Fällen eine tiefe Enttäuschung und Verletzung zum Vorschein, die viel schmerzhafter war als die Aggression.

In der Auseinandersetzung mit der Aggression reduzierte sich die Gewaltbereitschaft in der Schule oder mit den Geschwistern.

▶ Loyalitätskonflikte/Überverantwortlichkeit

Die Kinder fühlen sich, trotz allem was geschehen ist, meistens beiden Elternteilen gegenüber loyal. Manche können dies ausdrücken, andere nicht. Diese Loyalität kann als Ressource bewertet und akzeptiert werden. Es ist nicht nötig, dass die Kinder für oder gegen einen Elternteil Stellung beziehen. Es ist nicht ihre Verantwortung, hier ein Urteil zu fällen.

Die meisten Kinder wünschen sich trotz schwieriger Erfahrungen, dass sich die Eltern wieder vertragen und die Streiterei aufhört. Sie müssen ja nicht unbedingt wieder zusammen leben.

Wichtig ist, dass die Gewalthandlungen kritisch bewertet und abgelehnt werden dürfen. Das bedeutet aber noch nicht, dass der ganze Mensch verurteilt werden muss.

▶ Informationsdefizit

Oft sind die Kinder verwirrt und voller Ängste, weil sich bisher niemand die Zeit genommen hat, sie über die Situation aufzuklären und über das, was gegebenenfalls auf sie zukommen wird. Viele

Versprechungen wurden ihnen gemacht, z.B. dass der Vater aufhören wird zu schlagen oder dass er mit dem Trinken aufhören wird, etc. Die Kinder sind dann voller Hoffnung, dass sie bald wieder in einer „glücklichen" Familie leben werden. Es ist in diesen Fällen wichtig, die Kinder darüber aufzuklären, dass die Probleme der Eltern nicht leicht zu lösen sind und dass es Zeit und in der Regel Unterstützung von außen braucht, ein Verhalten wie z.B. das Trinken oder das Schlagen zu verändern.

Auch im Hinblick auf eine Scheidung sind Kinder oftmals voller Angst, weil sie befürchten, vor Gericht aussagen zu müssen oder Ähnliches. Vielen Kindern ist es eine Hilfe, wenn sie konkret über das, was ansteht, informiert werden, damit sie wissen, welche Dinge konkret auf sie zukommen können und über welche sie sich keine Gedanken machen müssen.

Auch hier werden die Mütter mit einbezogen und ermutigt, mit ihren Kindern über das, was sie vorhaben, zu sprechen.

▶ Familiengeheimnisse

Auch bei sogenannten „Familiengeheimnissen" muss überlegt werden, ob es nicht sinnvoll sein könnte, mit dem Kind darüber zu sprechen.

Der 10-jährige R. zum Beispiel hatte seinen Vater, der zuvor gewalttätig war, auf tragische Weise verloren. Alle Familienmitglieder wussten, was geschehen war, nur R. nicht.

R. konnte nicht allein in seinem Bett schlafen, er hat sich bei Albträumen immer zu seiner Mutter geflüchtet. Daraufhin konnten beide in der Regel nicht mehr schlafen.

Seine Mutter konnte sich nicht vorstellen, dieses Gespräch mit ihrem Kind allein zu führen. Neben der unangenehmen Aufgabe war auch das schlechte Gewissen vorhanden, dass sie so lange gewartet hatte, mit ihrem Sohn darüber zu sprechen. Deshalb fand das Gespräch nach einer gründlichen Vorbereitung zu dritt bei mir in der Praxis statt.

Die Mutter konnte sehr sanft und behutsam dem Sohn die Umstände des Todes seines Vaters erklären, seine Fragen beantworten und sich entschuldigen, dass sie es ihm nicht schon früher gesagt hatte. Dieses Gespräch stellte eine Wende in der Behandlung von R. dar. R. konnte daraufhin den Tod seines Vaters positiv verarbeiten, in der Schule verbesserte sich sein Verhalten, er konnte sich besser konzentrieren und seine Versetzung war nicht mehr gefährdet.

▶ Traumatisierungen

Viele Kinder wiesen Anzeichen einer posttraumatischen Belastungsstörung auf. Sie litten an belastenden Albträumen, erinnerten sich plötzlich und unvorhergesehen an schlimme Erlebnisse, zogen sich in sich zurück und waren entweder sehr ängstlich oder sehr aggressiv. In den meisten Fällen wurden die Symptome im Laufe der Zeit weniger, vor allem auch dann, wenn die Mutter bzw. die familiäre Situation wieder stabiler wurde.

Innerhalb des Projekts musste immer wieder die Frage diskutiert werden, ob diese Kinder einer speziellen psychologischen Betreuung bedürfen, oder ob qualifizierte sozialpädagogische Angebote innerhalb des Frauenhauses genügen können. Diese Frage wird zum Abschluss dieses Artikels noch zu diskutieren sein.

Herausforderungen in der Therapie mit den Kindern

- Loyalität gegenüber jedem Elternteil
- Identifikation mit einem Elternteil
- Familiengeheimnisse
- Überverantwortlichkeit/Schuldgefühle
- Mangelndes Vertrauen in alle Menschen
- Bindungsmuster

Anliegen der Mütter

▶ Schuldgefühle

Viele Mütter plagt ein schlechtes Gewissen, weil sie ihren Kindern den eigenen Traum von einem trauten Heim nicht bieten können. Oft haben sie selber schwierige Erlebnisse in ihrer eigenen Kindheit gehabt. Die meisten Mütter machen sich große Sorgen um die Zukunft ihrer Kinder. Sie möchten, dass ihre Kinder es einmal besser machen. Gleichzeitig fehlt es den meisten an geeigneten Strategien, sich selbst und die Kinder soweit zu schützen, dass eine gute Entwicklung möglich ist.

▶ Zukunftsangst

Herausforderungen in der Arbeit mit den Müttern

- Angst vor einem Leben als Alleinerziehende
- Isolation/Migration
- Gewalterfahrungen aus der Kindheit
- Psychische Probleme

Gleichzeitig haben die meisten Mütter eine große Angst vor einem Leben als Alleinerziehende. Sie scheuen sich vor der Verantwortung für das eigene Leben und das Leben ihrer Kinder. Diese Angst ist in der Tat nicht unbegründet, sind doch die meisten „Armen" in diesem Land allein erziehende Mütter.

Es gibt mannigfaltige finanzielle Probleme. Auch bei finanziell besser gestellten Familien versucht der Ehemann in der Regel, die Frau finanziell unter Druck zu setzen und zur Rückkehr zu bewegen.

Auch der Umgang des Vaters mit den Kindern gestaltet sich oft problematisch. Eigene traumatische Erlebnisse aus der Kindheit und aus der eigenen Paarbeziehung haben den Selbstwert und die positive Zukunftserwartung der Mütter stark eingeschränkt, und es bedeutet einen großen Schritt für die meisten Frauen, sich diesen Herausforderungen zu stellen.

▶ Isolation

Viele Mütter leben isoliert, haben wenige Kontakte nach außen und viel Angst, dass andere Menschen sie aufgrund ihrer Probleme ablehnen könnten.

Diese Sorge überträgt sich oft auch auf die Kinder, die sich daraufhin von anderen Kindern zurückziehen, weil sie nicht möchten, dass jemand erfährt, was in ihrer Familie los ist.

Eine häufige Sorge der Mütter ist auch, dass jemand ihnen die Kinder wegnehmen könnte - sei es das Jugendamt oder der Ehemann oder sonst jemand.

Angebote für die betroffenen Mütter

Die betroffenen Frauen wurden hinsichtlich ihrer persönlichen Bedürfnisse in erster Linie im Fraueninformationszentrum oder im Frauenhaus beraten. Dabei ging es um Hilfe und Beratung bei Trennung und Scheidung, Wohnungssuche oder Finanzierung des Lebensunterhaltes, berufliche Perspektiven etc.

Oft waren es tiefe persönliche Krisen oder auch psychische Störungen, die den Frauen zu schaffen gemacht haben. Solche Anliegen konnten in der Projektarbeit nur bedingt aufgefangen werden. Dies war oft unbefriedigend, weil es immer wieder sehr schwierig war für die Frauen, in angemessener Zeit einen geeigneten Therapieplatz bei einer niedergelassenen Therapeutin zu finden.

In der Projektarbeit wurden die Frauen speziell im Hinblick auf ihre Kinder beraten. Es ging dabei meist um Erziehungsberatung, um Sensibilisierung für die Bedürfnisse der Kinder und um Informationen über die Auswirkungen von häuslicher Gewalt auf die Entwicklung der Kinder. Das Ziel war in jedem Fall, die Frauen für die Herausforderungen in ihrer persönlichen Situation zu stärken, damit sie die Verantwortung für ihr eigenes Leben und für das Leben ihrer Kinder wieder übernehmen und für eine gewaltfreie Zukunft sorgen konnten.

Bei Bedarf wurden die Kontakte aufsuchend gestaltet, d.h. die Therapeutin fuhr zu der Hilfe suchenden Familie nach Hause. Dieses Angebot bestand insbesondere für die erste Kontaktphase.

Die Mutter musste dann entscheiden, ob ihr das Angebot wichtig genug war, dass sie ihre Kinder in die Praxis bringen konnte.

Bei besonderen Bedürfnissen, z.B. wenn die Mutter auf den Rollstuhl angewiesen war, wurden die Kontakte über die gesamte Zeit der Behandlung aufsuchend gestaltet.

Angebote für die Kinder

Therapeutische Einzel- und Familienarbeit

Kinder sollten möglichst schnell und unkompliziert ein qualifiziertes therapeutisches Angebot bekommen. Das war eines der wichtigen Ziele unseres Projektes.

Angebote für die Kinder

- Therapeutische Einzelarbeit
- `Jeux Dramatiques´ als Gruppenangebot für Mädchen
- Anbindung an die Jungenarbeit im Frauenhaus

Zu Beginn des Projektes gingen wir von der Annahme aus, dass die Kontinuität ein Problem werden könnte, dass also unter Umständen wenig Zeit bleiben würde, sich mit dem Kind zu beschäftigen, weil jede Sitzung die letzte sein konnte.

Jede Sitzung wurde deshalb so aufgebaut, dass sie in sich eine abgeschlossene Einheit bildete.

Die Sitzungen fanden - zumindest zu Beginn der Kontakte - wöchentlich statt. In der Arbeit mit den Kindern wurden - wie bereits erwähnt - in erster Linie Sichtschutzfaktoren der Kinder mobilisiert. Dazu wurde in einem mehrschichtigen Ansatz Ressourcen orientiert systemisch und hypnotherapeutisch gearbeitet.

Der Kontakt zu den Kindern wurde von Beginn an wertschätzend und klar strukturiert aufgebaut. Die Beleuchtung der Ressourcen war wichtig, denn mit ihnen wurde in erster Linie gearbeitet. Der Glaube an die eigenen Fähigkeiten wurde ausgebaut und gleichzeitig verankert. Dies geschah mit verschiedenen Techniken, zum Beispiel durch Fantasiereisen, Umdeutung von negativen Eigenschaften, Geschichten erzählen etc.

Eine Aufarbeitung der belastenden Erlebnisse, der Ängste und Erinnerungen, wurde in kleinen Schritten und behutsam durchgeführt. Das Tempo wurde dem Kind angepasst. Eine Zusammenarbeit mit der Mutter wurde gesucht. Sie wurde in den Prozess einbezogen und motiviert, unterstützend für das Kind zu sein.

Durch imaginative Verfahren, mit denen die meisten Kinder sehr gut zurecht kamen, wurden belastende Inhalte weggepackt und verstaut, damit sie zu einem späteren Zeitpunkt wieder hervorgeholt werden konnten. Manche Kinder haben wunderbare Tresore gemalt, in welche sie die negativen Gedanken, die zum jeweiligen Zeitpunkt zu viel und störend waren, weggepackt haben.

Bewährte Techniken für die Arbeit mit Kindern

- Angstfreies Spielen, Selbstwert unterstützen, Ressourcen stärken
- `Sicherer Ort´, möglichst mit allen Sinnen
- Rollenspiel mit Handlungsalternativen
- Delegation der Verantwortung an die Eltern/Abgrenzung/Schuldgefühle
- Informationen über Gewalt/Alkohol/Scheidung etc.
- Bei stabilen Kindern mit gutem Vertrauen: Traumaverarbeitung, EMDR

Kindern mit posttraumatischen Belastungsstörungen und Flashbacks (sich aufdrängende schlimme Erinnerungen) konnte mit der Cipos-Technik gut geholfen werden.

Bei dieser Technik sollen die Kinder sich erinnern, aber nur für eine gewisse Zeit, dann werden sie ins Jetzt zurückgeholt.

Es kann ein Spiel daraus entstehen, das den Kindern - trotz aller Belastung - Spaß macht.

Mit EMDR konnte vielen Kindern mit traumatischen Erinnerungen oder mit wiederkehrenden, schlimmen Albträumen geholfen werden. Auch zum Aufbau von positiven Gedanken wurde in manchen Fällen EMDR benutzt - mit sehr guten Erfolgen. Die Belastungen durch die Erinnerungen wurden weniger und die Albträume verschwanden.

Eine Schwierigkeit in diesem Prozess zeigte sich in der häufigen Überforderung der Mütter mit ihren eigenen traumatischen Erlebnissen. Es war schwierig für die Mütter, unterstützend für die Kinder zu sein, wenn sie selber mit ihren eigenen belastenden Erinnerungen und Ängsten nicht zurechtkamen.

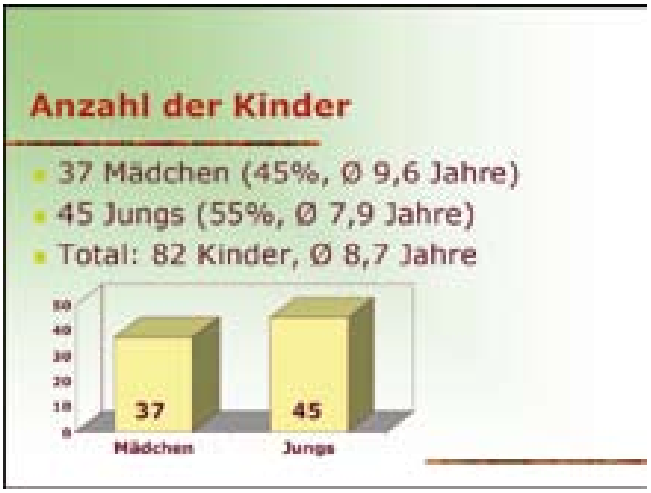
Diese Anliegen konnten im Rahmen des Projektes nur bedingt aufgefangen werden. Sie mussten an niedergelassene Therapeutinnen weiter verwiesen werden, was mit sehr langen Wartezeiten verbunden war.

Die therapeutischen Angebote konnten trotz großer Bemühungen nicht so systematisch wie erhofft mit den Gruppenangeboten, insbesondere Jeux Dramatiques, kombiniert werden. Dies hatte nicht zuletzt auch mit der grundsätzlichen Schwierigkeit zu tun, im Kinderbereich des Frauenhauses kontinuierliche Gruppenarbeit über längere Zeit anzubieten.

Die Gruppenarbeit mit Jeux Dramatiques wird im Anschluss an diesen Berichtsteil dargestellt.

Die Projektarbeit in Zahlen

Anzahl der Kinder im Projekt



Die Anzahl der Mädchen und Jungen, die den Weg ins Projekt gefunden haben, ist ungefähr gleich verteilt.

Die Jungs waren im Schnitt leicht jünger und es waren etwas mehr Jungs als Mädchen. Dies deckt sich mit Ergebnissen aus anderen Projekten.

Die Jungs fallen meist etwas früher auf, weil sie durch ihr Verhalten eher auf sich aufmerksam machen als Mädchen, die in schwierigen Situationen oft versuchen, der Mutter eine „gute Tochter" zu sein.

Familienstand der Mütter

Die meisten Mütter lebten in Trennung oder getrennt von ihren Ehemännern.

Wir wissen aus diversen Studien, dass Frauen, die sich trennen wollen, besonders häufig Gewalt von ihren Männern ausgesetzt sind.

Ausmaß der Gewalt gegen die Kinder

Fünf Kinder wurden - zumindest während einer gewissen Zeit, manche auch über längere Zeit, täglich oder beinahe täglich von ihren Vätern geschlagen.

19 Kinder waren mehr oder weniger wöchentlich der Gewalt durch den Vater ausgesetzt, 17 Kinder seltener, manche davon einmal.

Nur wenige Kinder wurden gar nicht geschlagen.

Auch dieses Ergebnis deckt sich mit Befunden aus anderen Studien, dass Kinder aus Familien mit häuslicher Gewalt nicht nur Gewalt sehen und miterleben, sondern dass gerade diese Kinder besonders oft selber von Gewalt betroffen sind.

Wo waren die Kinder während der Misshandlung ihrer Mütter?

Die betroffenen Mütter berichteten fast alle, dass ihre Kinder in Situationen häuslicher Gewalt mit im Zimmer waren und die Gewalt mit eigenen Augen miterleben mussten.

Viele Kinder gingen zwischen die Eltern und verlangten vom Vater, aufzuhören. Andere waren wie erstarrt oder haben geweint.

Alle Kinder, die körperliche Gewalt von ihrem Vater erlebten, wurden auch seelisch misshandelt durch Anschreien, Beschimpfen oder Drohen.

Literatur

Felitti, V.R., Anda, R.F., Nordenberg, D., Williamson, D.F., Spitz, A.M., Edwards, V., Koss, M.P. & Marks, J.S. (1998). The relationship of adult health status to childhood abuse and hosehold dysfunction. American Journal of Preventive Medicine, 14, 245-258.

Hensel, Thomas (Hrsg.)(2007). EMDR mit Kindern und Jugendlichen. Ein Handbuch. Göttingen: Hogrefe.

Kindler, H. (2002). Partnerschaftsgewalt und Kindeswohl. Eine metaanalytisch orientierte Zusammenschau und Diskussion der Effekte von Partnerschaftsgewalt auf die Entwicklung von Kindern. Folgerungen für die Praxis. München: Deutsches Jugendinstitut.

Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2004). Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland. Eine repräsentative Untersuchung zu Gewalt gegen Frauen in Deutschland.

Machann, G. & Rosemeier, C.-P. (1999). Risiko und Ressourcen - Kindesvernachlässigung im Kontext von Multiproblemfamilien. Familiendynamik. Interdisziplinäre Zeitschrift für systemorientierte Praxis und Forschung, 24(2), 138-160.

Steiner, Therese & Insoo Kim Berg. (2006). Lösungsorientiertes Arbeiten mit Kindern. Carl-Auer-Systeme Verlag, Heidelberg

Fazit und kritische Sichtung des therapeutischen Angebotes

aus der Sicht der Therapeutin und der sozialpädagogischen Fachkräfte im Frauenhaus

Während der Laufzeit des Projektes gab es regelmäßige Treffen der beteiligten Fachkräfte. Hier wurde auch zu Beginn eine grundlegende Diskussion geführt über Formen, Inhalte und grundsätzliche Notwendigkeit von therapeutischer Arbeit mit Kindern, die mit ihren Müttern aus der häuslichen Gewaltsituation ins Frauenhaus geflüchtet sind.

In der Anfangsphase des Projektes „Menschenskind" gab es den Konsens, dass bei allen Formen von Gewalt in Partnerschaften die Gefahr der Traumatisierung der Kinder und damit verbunden eine Beeinträchtigung/Schädigung des Kindeswohls besteht. Gewalt gegen einen Elternteil (meist die Mutter) schadet den Kindern, unabhängig davon, ob sie selbst unmittelbar Gewalt erleiden oder nicht. Sie benötigen wie die Mütter Unterstützung bei der Verarbeitung ihrer Gewalterfahrung und bei der Entwicklung neuer Lebensperspektiven. Unterschiedliche Sichtweisen gab es jedoch im Vorhinein beim Thema Traumatisierung und bei der Frage, ob alle Kinder das psychotherapeutische Angebot im Rahmen des Projektes „Menschenskind" neben den Angeboten im Frauenhaus benötigen.

In der abschließenden Bewertung der Notwendigkeit eines Angebotes „Therapeutische Unterstützung für Kinder die von häuslicher Gewalt betroffen sind" gab es zwischen den sozialpädagogischen Mitarbeiterinnen des Frauenhauses und der Therapeutin an einigen Stellen deutliche Unterschiede. Diese Diskussion spielt auch in der Podiumsdiskussion zum Abschluss des Projektberichtes nochmals eine Rolle. Sie soll an dieser Stelle in der Gegenüberstellung der Positionen dargestellt werden, denn es handelt sich um einen aus unserer Sicht wichtigen professionellen Dissenz, den wir auch in aller Klarheit zur weiteren Diskussion stellen möchten.

Die Position der Therapeutin

Nur wenige Kinder aus dem Frauenhaus fanden den Weg ins Projekt. Die allermeisten fanden den Weg ins Projekt über das Fraueninformationszentrum (FIZ). Dieser Umstand wurde mit allen Beteiligten während der Projektlaufzeit wiederholt diskutiert.

Die Gründe dafür liegen sehr wahrscheinlich auf verschiedenen Ebenen. Zum einen sind Frauen, die ins Frauenhaus flüchten in der Regel sehr mit der Sicherung ihres Alltages beschäftigt. Eine psychologische Begleitung mag ihnen in manchen Fällen zweitrangig erscheinen.

Zudem befinden sich viele Frauen im Frauenhaus, die für Beratungsangebote schwer zu erreichen sind. Die Frauen, die den Weg ins FIZ gefunden haben, waren bereits auf der Suche nach Beratung und Unterstützung. Frauen im Frauenhaus sind oftmals primär auf der Flucht vor ihrem gewalttätigen Ehemann.

Auch war ein gemeinsamer Standpunkt herzustellen in Bezug auf die Frage, inwieweit alle Kinder, die häusliche Gewalt erlebt haben, von einer zusätzlichen psychologischen Unterstützung profitieren könnten.

Die Meinung aus dem Fachbereich Frauenhaus war, dass eine zusätzliche psychologische Unterstützung nur bei extremer Traumatisierung mit einer offensichtlichen posttraumatischen Belastungsstörung angezeigt sei. Diese Haltung teile ich aus psychologischer Sicht nicht. Sie widerspricht den Erkenntnissen aus der Forschung und geht meines Erachtens an den Bedürfnissen der Kinder und ihrer Mütter vorbei. Die Kinder und ihre Mütter haben in der Regel einen hohen Bedarf an Unterstützung auf den verschiedensten Ebenen.

Die Position der Sozialpädagoginnen im Frauenhaus

Die sozialpädagogischen Mitarbeiterinnen im Frauenhaus beraten nicht nur die Mütter, sondern begleiten auch die Kinder bei Krisen, die durch die Gewalthandlung, die abrupte Trennung von einem Elternteil, die Unterbrechung bzw. den Verlust ihrer gewohnten Bindungsbeziehungen, die abrupte Veränderung ihrer Lebensumstände ausgelöst wurden, bis hin zur Bewältigung und Neuorientierung. Dabei gehen wir auf die aktuelle Situation und Bedürfnisse der Kinder ein, um die Probleme im hier und jetzt zu meistern. Dies kann nur in enger Zusammenarbeit mit der Mutter passieren. Trotz der oft problematischen Situation der Mütter ist es wichtig, dass sie die Verantwortung für das Wohlergehen der Kinder übernehmen und ihr Erziehungspotential entweder gefördert oder reaktiviert wird.

Die Entscheidung der Mütter, die Gewaltbeziehung zu verlassen und die Schutzmaßnahmen in einem Frauenhaus wahrzunehmen, ist der erste und wichtigste Schritt, diese Verantwortung zu übernehmen und trägt wesentlich zur Stabilisierung der Kinder bei. Während der Wohnphase im Frauenhaus ist unserer Meinung nach die Versorgung durch Angebot im Kinderbereich sowie die sozialpädagogischen Hilfsmöglichkeiten in den meisten Fällen ausreichend.

Bedenklich fanden wir die Anzahl der Professionellen, die an einem „Fall" arbeiten würden. Nicht jedes Kind reagiert auf eine potentiell traumatisierende Situation mit einer Traumatisierung. Die meisten Kinder benötigen eine längere Stabilisierungsphase.

Die Zielgruppe für das Projekt „Menschenskind" waren aus unserer Sicht die Kinder, die über das Angebot im Frauenhaus hinaus weitere Stabilisierung bzw. Therapie brauchten. Die Fallzahlen stützen darüber hinaus die Vermutung, dass der Zugang zu dem therapeutischen Angebot für diejenigen Mütter leichter war, die zur Beratung ins FIZ kamen, die also nicht mit der unmittelbaren Notsituation nach einer Flucht ins Frauenhaus und mit der konkreten Bewältigung dieses völlig neuen und komplexen Alltags zu kämpfen hatten.

Positive Bilanz

Positiv bewerten alle Beteiligten die schnelle und unbürokratische Verfügbarkeit des therapeutischen Angebotes. Da es bei allen Mädchen und Jungen um den Umgang mit der Erfahrung von häuslicher Gewalt geht, konnte hier auch sehr gezielt mit dieser Thematik gearbeitet werden.

Besonderen Bedarf auch über die Projektzeit hinaus sehen die sozialpädagogischen Mitarbeiterinnen in der nachgehenden Beratung nach dem Auszug der Familien aus dem Frauenhaus, hier sehen sie eine deutliche Versorgungslücke.

Aus der Sicht der Therapeutin war das niederschwellige und spezialisierte Angebot auch für viele Mütter attraktiv, die bisher nicht oder kaum Kontakt mit psychologischen Hilfsangeboten hatten. Sie sieht entsprechend auch den Bedarf während der Wohnphase und plädiert für eine Öffnung der stationären Frauenhausarbeit für dieses Angebot.

Das Angebot Jeux Dramatiques im Rahmen des Projektes „Menschenskind"

- Arbeit mit traumatisierten Kindern -
im Mannheimer Frauenhaus

Dezember 2005 – September 2008
Annette Pina, Erzieherin und Jeux Dramatique-Trainerin

Was ist Jeux Dramatiques?

Jeux Dramatiques (= Ausdrucksspiel aus dem Erleben) eignet sich insbesondere für die Arbeit mit Kindern in besonderen Lebenssituationen. Dies ergibt sich aus der Methode des Jeux.

- Entdecken und Wachrufen unserer schlummernden und schöpferischen Fähigkeiten
- Ein Mittel, inneres Erleben und Gefühle spielerisch auszudrücken
- Eine einfache Art des Theaterspielens ohne eingeübte Spieltechnik
- Eine Möglichkeit zur Selbstentfaltung und Lebenshilfe

Welche Möglichkeiten eröffnet das Spiel?

- Die Entdeckung und Entwicklung der affektiv-emotionalen Kräfte wie Sinnesfreude, Vorstellungskraft und Spielfreude
- Beim Experimentieren in einer bejahenden und angstfreien Umgebung neue Verhaltensmöglichkeiten erproben
- Gemeinschaft erleben und kooperieren
- Ideen entwickeln und ausprobieren
- Mit anderen verhandeln, wie eine Szene gespielt wird
- Sprachförderung

Regeln beim Jeux Dramatiques

- Jedes Kind kann sich Zeit lassen, mit seiner momentanen Stimmung in Kontakt zu kommen
- Jedes Kind kann sich selbst seine Rolle aussuchen
- Jedes Kind spielt für sich selbst
- Jedes Kind spielt so, wie es sich fühlt
- Jedes Kind respektiert den Freiraum seiner Mitspieler und Mitspielerinnen
- Jedes Kind darf Zuschauer sein, wenn es aus irgendwelchen Gründen nicht mitspielen kann
- Es gibt kein Richtig und kein Falsch
- Es wird nicht gewertet
- Wir lachen nicht über Andere
- Wir verletzen uns nicht

Da Jeux Dramatiques in einem angst- und stressfreien Raum stattfindet, ohne Zuschauer, ermöglicht es den Kindern, mit der Zeit in ein freies wohltuendes Spiel zu kommen.

Warum diese Methode für diese Kinder?

Kinder werden mit ihren Stärken und Schwächen angenommen, Lernprozesse werden in Gang gesetzt. Dem Kind werden Herausforderungen angeboten, die seiner individuellen Situation noch entsprechen, aber zugleich systematisch auf Verbesserung und Erweiterung seines Verhaltens- und Handlungsrepertoires angelegt sind.

Schwierigkeiten bei der Umsetzung im Frauenhaus

Das Frauenhaus bietet keine ausreichend großen Räume, in denen Jeux stattfinden kann. Aus diesem Grund wurden Räumlichkeiten in der näheren Umgebung des Hauses bzw. der Schule der Kinder gesucht. Auch das erwies sich allerdings als schwierig, da die meisten Einrichtungen auch über zu wenig Räume verfügten und uns keinen oder nur zeitlich sehr begrenzt Raum überlassen konnten. Teilweise war auch der Geräuschpegel von außen so groß, dass ein ungestörtes Spiel nicht oder kaum möglich war.

Eine andere Schwierigkeit war die Zusammen-setzung der Gruppe. Im Frauenhaus findet ein ständiger Wechsel statt, Mütter mit ihren Kindern kommen und gehen. Daher ist es eher selten, dass im Frauenhaus die geeignete Altersmischung zusammentrifft.

Aus diesem Grund konnte das Angebot nur für zwei länger existierende Gruppen angeboten werden. Ein Teil der Kinder kam auch noch nach dem Auszug aus dem Frauenhaus in die existierende Jeux Gruppe.

In diesen Gruppen konnten wir beobachten, dass anfängliche Schwierigkeiten wie zum Beispiel Konzentrationsmangel, Unruhe, einer Geschichte nicht folgen können, Regeln nicht einhalten, ständig stören, mit der Zeit nachließen oder ganz verschwanden. Die Kinder trauten sich zum Teil an Dinge heran, die sie sich anfangs nicht zugetraut hatten, wie zum Beispiel im Mittelpunkt zu stehen oder laut zu fauchen, oder auch mal eine erstmal weniger spektakuläre Rolle einzunehmen.

Auch konnten wir beobachten, wie die Kooperationsfähigkeit immer besser wurde. Absprachen, die getroffen wurden, wurden eingehalten und sie begegneten sich im Spiel respektvoll. Sie hörten sich besser zu und schätzten den Raum, der einem selbst damit geboten wurde.

Sie wurden phantasievoller in der Ausschmückung der Rollen und der Räumlichkeiten.

Für die Erzieherin war es bedauerlich, dass die Möglichkeit des Spielens von Jeux Dramatiques aufgrund der genannten Schwierigkeiten weniger als gewünscht und erhofft angeboten werden konnte.

Ein Fazit ist, dass nur mit einer Öffnung der Gruppe nach Außen überhaupt dauerhaft und kontinuierlich dieses Angebot gemacht werden kann. Auch über den Auszug der Kinder hinaus. Dies bedeutet, dass unbedingt ein Raum benötigt wird, der außerhalb vom Frauenhaus sein muss, damit anderen Kindern, z.B. Freunden der Kinder aus der Schule, die Möglichkeit geboten werden kann, an dem Angebot Jeux teilzunehmen. Dies bedeutet auch, dass es eine verlässliche Struktur gäbe, in die die Kinder aus dem Frauenhaus in die bestehende Jeux Gruppe einsteigen könnten.

Da es im Jeux keine Vorbedingungen gibt, ist die Methode sehr gut dafür geeignet, dass jederzeit neue Kinder dazu kommen können.

Hier hat sich, vorbereitet während der Projektlaufzeit, aber realisiert erst im Anschluss an das Projekt, eine sehr vielversprechende Kooperation mit einer Schule in der unmittelbaren Umgebung des Frauenhauses und mit dem „Jungen Nationaltheater" ergeben.

Es wird ein kontinuierliches Jeux Dramatiques Angebot gemacht, an dem Kinder einer bestimmten Altersgruppe in der Schule teilnehmen können, aber immer Plätze für Frauenhaus-Kinder reserviert sind, ohne dass diese sich „outen" müssen. Damit ist eine Kontinuität geschaffen, die im Frauenhaus nicht möglich wäre, und zugleich haben die Kinder die Möglichkeit, sich außerhalb des Hauses und

mit gleichaltrigen Kindern auszuprobieren, nicht zuletzt auch die Gewaltthematik spielerisch zu bewältigen. Nicht selten sind ja durchaus auch Kinder, die nicht im Frauenhaus leben, von derselben Thematik betroffen.

Was konnte durch das Projekt noch erreicht werden?

Durch die Stunden der Erzieherin war es möglich, verstärkt ein regelmäßiges und kontinuierliches Spiel- und Freizeitangebot für verschiedene Alters- und Geschlechtsgruppen zu etablieren und insbesondere auch den Jungen Aufmerksamkeit zu widmen.

Dadurch wurde den Kindern ein leichterer Einstieg in ihre neue fremde Welt geboten.

Durch dieses sichere Angebot konnte auch eine schnellere, vertrauensvolle Situation geschaffen werden. Dies ermöglichte den Kindern eine schnellere Öffnung und sie konnten dadurch vieles im Gespräch oder im Spiel verarbeiten.

Die zwanglose Atmosphäre trug viel dazu bei, das Erlebte etwas in den Hintergrund rutschen zu lassen, den Verlust von Vertrautem besser zu akzeptieren.

Durch das Miteinander, aber auch durch die Möglichkeit der individuellen Betreuung wurde den Kindern Sicherheit gegeben.

Der Grundsatz: auch wenn nur ein Kind im Haus ist, hat es das Recht auf verlässliche Betreuung, konnte durch die größere zeitliche Verfügbarkeit der Erzieherin in die Realität umgesetzt werden. Das Zeitkontingent der Erzieherin wurde auch nach Ablauf des Projektes aufrechterhalten, weil es sich für eine gute und nachhaltige Arbeit mit den von Gewalt betroffenen Kindern als unbedingt notwendig erwies.

Den Zyklus der Gewalt durchbrechen

Bindungs- und Beziehungsarbeit in ihrer Bedeutung für den Gewaltbereich

Silke Birgitta Gahleitner

> *„Es war einfach niemand da, der mir was anderes gezeigt hätte … ich wusste immer, dass meine Kindheit nicht glücklich war … habe schon ganz früh versucht, von zu Hause wegzulaufen … bin weggerannt … zum Rhein, und ich dachte so … da kommt 'n Schiff und hält. Das war der Traum …"*
> *(Herr Selcheneck, Z. 388-394)* [1]

Problemaufriss

Gewalt ist für viele Frauen trotz zunehmender Beschäftigung mit der Problematik in Forschung, Praxis und Medienberichten nach wie vor eine alltägliche Erfahrung – ob im eigenen Zuhause, innerhalb einer Partnerschaft, auf der Arbeitsstelle oder im öffentlichen Raum. Nach zahlreichen nationalen und internationalen Untersuchungen ist das Ausmaß alarmierend (Schröttle & Müller, 2005). Weniger Beachtung hat dabei das Problem erfahren, dass sich in über der Hälfte häuslicher Gewaltproblematiken Kinder in der Familie befinden und der Gewalt ebenfalls ausgesetzt sind – sei es nun in direkter oder vermittelter Form. In beiden Fällen zeigen die Schäden für betroffene Kinder ein umfassendes Ausmaß (Kavemann & Kreyssig, 2007).

Täter verstehen es, sich diese Situation von Kindern zu Nutze zu machen. Unter Druck in der Justizvollzugsanstalt aufgefordert, ein Handbuch zu schreiben, „wie man am besten ein Kind missbraucht" , rät ein ehemaliger Täter zu folgenden Maßnahmen: „Suche ein Kind aus, das ein unglückliches Zuhause hat, es wird einfacher, deren Vertrauen zu gewinnen… Ein Kind, welches wenig Freunde hat … Sieh zu, dass Dir so viele Leute wie möglich aus der Umgebung des Kindes vertrauen … Lass Pornos herumliegen. Rede über Sex und beobachte die Reaktionen des Kindes … Berühre wie zufällig ihre Brust … Gib ihr die Illusion, dass sie frei entscheiden kann, ob sie mitmachen will oder nicht … " (Conte, Wolf & Smith, 1989, zit. n. Brockhaus & Kolshorn, 1993, S. 131).

Nicht nur aus solchen erschütternden Publikationen wissen wir, dass Gewaltphänomene transgenerational weitergegeben werden. Täter wie Opfer von Gewalt weisen in nahezu allen Untersuchungen einen hohen Prozentsatz ehemaliger Opferschaft auf – sei es durch körperliche, sexualisierte oder

[1] Dieses und die nun folgenden Fallbeispiele stammen aus der Studie ‚Sexuelle Gewalterfahrung und ihre Bewältigung bei Frauen und Männern' (Gahleitner, 2005c). Die meisten der 25 UntersuchungsteilnehmerInnen stammten aus stark frequentierten Therapie- und Beratungseinrichtungen im Berliner Raum. Entsprechend dem geschlechtsspezifischen Erkenntnisinteresse wurden gängigen Prävalenzraten folgend zu zwei Dritteln Frauen und zu einem Drittel Männer befragt. Das Durchschnittsalter beträgt 41 Jahre mit einer Streuung von 27 bis 75 Jahren. Das Bildungsniveau liegt deutlich über dem Bevölkerungsdurchschnitt, nicht jedoch der materielle Lebensstand. Drei der UntersuchungsteilnehmerInnen sind aufgrund der Folgeerscheinungen bereits frühberentet, ca. ein Drittel sind arbeitslos bzw. ohne eigenes Einkommen.

die bereits angesprochene vermittelte Gewalt (vgl. z. B. Rossilhol, 2002). Wie also lässt sich dieser fatale Kreislauf der Gewalt durchbrechen? – Welche Mittel haben wir in Beratung, Begleitung und Psychotherapie, Kindern dabei zu helfen, in Zukunft andere, gesündere und erfüllendere Wege der Lebensgestaltung einschlagen zu können?

Ein bedeutsamer Aspekt helfender Intervention, der in den letzten Jahren stark an Bedeutung gewonnen hat, ist Bindungs- und Beziehungsarbeit. Meine beraterische und therapeutische Praxis im psychosozialen Traumabereich vermittelte mir von Beginn an, dass der Erfolg der professionellen Begleitung mit der Qualität der therapeutischen und beraterischen Beziehung steht und fällt. Auch in meinen Forschungsarbeiten hat sich der Aspekt der „schützenden Inselerfahrung" (Gahleitner, 2005a) als ein wichtiger Faktor erwiesen, um Gewaltphänomene bewältigen zu helfen und damit neue Chancen der Lebensgestaltung zu eröffnen. Im Folgenden sollen die Ergebnisse aus Theorie, Forschung und Praxis entlang eines Fallbeispieles veranschaulicht werden.

1. Trauma und Bindung – zwei theoretische Konzepte mit vielen Schnittstellen

1.1 Trauma

Unter einem Trauma versteht man ein „vitales Diskrepanzerlebnis zwischen bedrohlichen Situationsfaktoren und individuellen Bewältigungsmöglichkeiten" (Fischer & Riedesser, 1998, S. 79). Wer solches erlebt, ist der Erfahrung von ohnmächtigem Kontrollverlust, Entsetzen und (Todes-)Angst ausgesetzt. Die natürlichen Selbstschutzstrategien angesichts von Lebensgefahr - Flucht und Widerstand - versagen. Im Falle früher Kindheitstraumata werden das Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit in der Welt und das Vertrauen in die Menschheit, das sich über die ersten Bindungsbeziehungen herstellt, bereits von Beginn der Entwicklung an immer wieder zutiefst erschüttert. Aus dieser Perspektive betrachtet, entwickeln früh Traumatisierte z.T. sehr kreative Überlebensstrategien. Ein ausgeklügeltes System vielfältiger somatischer und psychischer Symptome ist die Folge (Brisch, 1999; Herman, 1992/1993; Terr, 1995). In den letzten Jahren hat sich dafür insbesondere in den angloamerikanischen Ländern der Begriff ‚komplexe Traumatisierung' durchgesetzt (vgl. Kolk et al., 1996).

> *Nathalie stammt aus einer Familie mit schwerer Alkohol- und Gewaltproblematik. Sie wuchs bis zum 16. Lebensjahr mit zwei jüngeren Schwestern und einem jüngeren Bruder bei den Eltern auf. Nathalie und ihre drei Geschwister leiden unter einer angeborenen Alkoholembryopathie durch den Alkoholabusus der Eltern während der Schwangerschaft und an einer dadurch bedingten Intelligenzminderung. Die drei inzwischen fremd untergebrachten Mädchen erzählen von zahlreichen aggressiven Durchbrüchen des Vaters, in denen er zunächst die Mutter, in der Folge jedoch auch die Kinder unkontrolliert schlug und mit Gegenständen z. T. lebensgefährlich verletzte.*

Das Ausmaß der Traumatisierung ist abhängig von der Art, den Umständen und der Dauer des Ereignisses, vom Entwicklungsstand des Opfers zum Zeitpunkt der Traumatisierungen und eventuell vorhandenen protektiven Faktoren bzw. Risikofaktoren. Frühe und anhaltende Traumatisierung verursacht insbesondere Phänomene psychischer Fragmentierung und Desintegration. Das Verhältnis zum eigenen Körper, zum Bewusstsein und den Affekten ist gestört. Im zwischenmenschlichen Bereich fehlt es an positiven Bindungserfahrungen. Desorganisierte Bindungsmuster, Gefühle von Misstrauen und Entfremdung, jedoch auch dissoziative Erscheinungen sind die Folge (Brisch, 1999; Herman, 1992/1993; Wirtz, 1990).

Nathalie hatte sich gemeinsam mit ihren anderen Schwestern der Familientherapeutin anvertraut und kam mit 16 Jahren in die therapeutische Jugendhilfeeinrichtung. Zum Aufnahmezeitpunkt litt sie unter starken Erregungszuständen und Ängsten, die sich in der Umkehrung auch manchmal in aggressiven Durchbrüchen äußerten. Sie hatte ein sehr schlechtes Selbstbewusstsein, fühlte sich oft von sich und anderen isoliert und hatte wenig Zugang zu ihren Gefühlen. Nathalie konnte trotz großer Anstrengungen und Nachhilfestunden auch die Sonderschule nicht abschließen. Nachts litt sie unter Albträumen und zeigte auch tagsüber pseudopsychotische Erscheinungen wie Stimmen, Wesen oder Schatten, die sie bedrohten und ihr Anweisungen gaben.

Die Veränderungen lassen sich neben den sozialen, psychischen, psychosomatischen und psychiatrischen Auffälligkeiten auch in hirnphysiologischen Veränderungen nachweisen. Traumatisierte nehmen Reize anders auf und ordnen sie anders zu. Die Wahrnehmung fokussiert sich auf mit dem Trauma zusammenhängende Reize. Trotz des Versuchs, sich den überflutenden Bildern und Zuständen zu entziehen, werden Betroffene immer wieder von Intrusionen heimgesucht, die jedoch nur bruchstückhaft vorliegen. Traumatisierte sind gefangen zwischen Gedächtnisverlust und Wiedererleben; zwischen überwältigenden Gefühlen und absoluter Gefühllosigkeit, häufig weitgehend ohne Möglichkeiten der Selbstregulation (Kolk, 1999). Um sich ein umfassendes Bild über das Ausmaß der Beeinträchtigungen zu machen, sind daher neben der ICD-Diagnostik eine entwicklungsorientierte Diagnostik, eine soziale und Lebensweltdiagnostik sowie eine ausführliche Ressourcenanalyse hilfreich (vgl. zum Vorgehen, da eine Ausführung hier den Rahmen sprengen würde, Gahleitner, 2005b).

Die frühen und komplexen Traumatisierungen bei Nathalie führten zu Entwicklungsdefiziten auf der emotionalen und kognitiven Ebene. Körperlich schlugen sie sich psychosomatisch nieder. Nathalie musste früh an altersangemessenen Kompetenzanforderungen scheitern, insbesondere in der Schule. Nathalie konnte die Adoleszenzphase jedoch nutzen, um sich hilfesuchend an die Familientherapeutin zu wenden und in einer Einrichtung Zuflucht zu suchen. Das konstant erhöhte Erregungsniveau sowie ein defizitäres Selbstbewusstsein und Selbstwertgefühl stellten ein großes Risiko der Reviktimisierung, jedoch auch eigener aggressiver Durchbrüche dar.

Betrachtet man die Möglichkeiten der Behandlung komplexer Traumata, so gilt als Grundvoraussetzung zunächst die Etablierung eines Mindestmaßes an relativer Sicherheit und Vertrauen. Erst dann können Versuche unterstützt werden, sich mit der traumatischen Erfahrung auseinanderzusetzen. Dabei muss sehr behutsam umgegangen werden. Die traumatische Erfahrung kognitiv und emotional zu restrukturieren, ist ein langer und mühsamer Weg (Herman, 1992/1993; Wirtz, 1990). Traumabehandlung erfordert daher eine engmaschige Vernetzung personenzentrierter, umfeldorientierter und sozialstruktureller Aufgaben und ist damit eine bio-psycho-soziale Aufgabe (vgl. dazu ebenfalls Gahleitner, 2005b). Die Basis für den gesamten Behandlungsprozess bildet eine emotional tragende, positiv korrektive und „nachnährende" Beziehung.

1.2 Bindung

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts stieß John Bowlby (1907-1990) bei der Behandlung schwer beeinträchtigter Kinder und Jugendlicher immer wieder auf frühkindliche Defizite und Traumata. Im Kontrast zum Mainstream der damaligen psychoanalytischen Theoriebildung hielt er die von den Kindern berichteten Erfahrungen nicht für Phantasien, sondern erkannte deren Bedeutung für den Lebensverlauf. Aus diesen Erkenntnissen entwickelte er die Bindungstheorie als ein zentrales Konstrukt zum Verständnis der lebensnotwendigen soziokulturellen Erfahrungen eines Menschen.

In den zentralen Publikationen (WHO-Studie, 1951/1973; Trilogie „Attachment; Seperation; Loss" , 1969/2006, 1973/2006, 1980/2006) vertritt Bowlby die Auffassung, dass Kinder aufgrund einer evolutiv vorgegebenen Bindungsneigung die Nähe vertrauter Personen aufsuchen. Er geht davon aus, dass diese frühen Bindungen Kindern als sichere Basis und Grundstruktur für die gesamte weitere Entwicklung dienen. Die Bindungstheorie verbindet damit – für den damaligen Zeitpunkt revolutionär – ethologisches, entwicklungspsychologisches, psychoanalytisches und systemisches Denken und betrachtet Säugling und Fürsorgeperson als aktive Interaktionsteilnehmer (vgl. auch Brisch, 1999).

In Situationen von Verunsicherung wird das Bindungsverhalten aktiviert. Ist das Sicherheitsbedürfnis gestillt, kann Exploration stattfinden. Die Abwesenheit stabiler Bindungspersonen behindert daher die Entwicklung emotionaler, kognitiver und sozialer Fähigkeiten. Das Gefühl der Gebundenheit kann infolgedessen verschiedene Qualitäten annehmen. Um eine stabile Bindung zu ermöglichen, müssen Fürsorgepersonen die Signale des Kindes richtig wahrnehmen, interpretieren sowie prompt und angemessen beantworten (Konzept der Feinfühligkeit; Ainsworth et al., 1974). Damit wird Bindung zu einem der zentralen Schutzfaktoren für „die seelische Gesundheit und die Charakterentwicklung" (Bowlby, 1953/2005, S. 11).

Auf dieser Basis unterscheidet man verschiedene Bindungstypen (Ainsworth & Wittig, 1969): Verhält sich die zentrale Bindungsperson dem Säugling gegenüber „feinfühlig" , so entwickelt er eine sichere Bindung, die von Vertrauen, Gegenseitigkeit und Kontinuität geprägt ist. Reagiert die Bindungsperson mit Distanz bzw. Unzuverlässigkeit, so bildet sich eine distanzierte bzw. unsicher-ambivalente Bindung aus. Die Bindungstypen sind dabei nicht als absolute, sondern relative Größen zu verstehen. Über die Interaktion mit Bindungspersonen entwickelt der Säugling Erwartungen, die sich mit der Zeit verfestigen und zu „Internalen Arbeitsmodellen" werden (Main et al., 1985; vgl. auch „representations of interactions that have been generalized": RIGs bei Stern, 1992, bzw. „Mentalisierungsprozesse des Selbst" bei Fonagy et al., 2004).

Diese finden eine Entsprechung auf neurophysiologischer Ebene (Spangler, 2001). Das Zentralnervensystem ist in den ersten Lebensmonaten und -jahren noch stark formbar und muss angemessen stimuliert werden, damit es später funktionieren kann (LeDoux, 1996/1998). Werden Interaktionssequenzen empathisch und entwicklungsangemessen unterstützt, können die vagen Selbstempfindungen zunehmend kognitiv erfasst und mit Verstehen und Sprache gefüllt werden. Gelungene Interaktionen werden auf diese Weise zu einem grundlegenden Organisationsprinzip der emotionalen, sozialen und kognitiven Entwicklung (Crittenden, 1995). Die „Internalen Arbeitsmodelle" entwickeln sich in ständiger Interaktion des Individuums mit seinem Umfeld zu „Bindungsrepräsentationen" (vgl. für eine Übersicht Hesse, 1999).

Im Gegensatz zur Entstehung einer „sicheren Bindungsbasis" in den ersten Lebensjahren erleben Kinder ohne einen „sicheren Hafen" eine bedrohliche Double-Bind-Situation: einerseits das existentielle Bedürfnis, sich der Bezugsperson zu nähern, andererseits dort nicht sicher oder gar bedroht zu sein. Dies hinterlässt beim Kind einen unlösbaren Bindungskonflikt mit der Folge massiver innerer Spannungen (Brisch, 2003). Für misshandelte Kinder besteht sozusagen dauernder „Feueralarm" (Grossmann, 2002). Dies kann zur Ausbildung eines „desorganisierten Bindungsmusters" führen, das zusätzlich zu den drei Bindungstypen klassifiziert wird. Dazu zählen beispielsweise stereotypes Verhalten, Erstarren mitten in einer bindungsrelevanten Situation oder chaotisches Wechseln zwischen verschiedenen Bindungstypen (Main & Hesse, 1990; Solomon & George, 1999). Eine globale, schwerwiegende Fragmentierung bis Zerstörung der Internalen Arbeitsmodelle klassifiziert man als „Bindungsstörung" (Crittenden, 1995; Brisch, 1999).

In die Bindungsbeziehung gehen damit alle Gefühle, Erwartungen und Erfahrungen ein, die ein Kind mit zentralen Bezugspersonen gemacht hat. Menschen können jedoch zu verschiedenen Bezugspersonen unterschiedliche Bindungsmuster entwickeln. Bindungen sind zwar nicht austausch-

bar, sondern eine jede hat ihre eigene Spezifität, Tragfähigkeit, Kontinuität und emotionale Qualität - für jede Bezugsperson kann jedoch ein eigenständiges Arbeitsmodell ausgebildet werden (Steele et al., 1996). Alle Bindungserfahrungen nehmen damit Einfluss nicht nur auf die momentane Situation, sondern den gesamten Lebensverlauf – bis hin zu Voraussetzungen für die Einwirkungsmöglichkeiten späterer sozialer und professioneller Unterstützung.

2. Gravierende Lücken im psychosozialen Hilfenetz - retrospektive Interviews mit Betroffenen

Der Schutz für Kinder vor Gewalt ist in Deutschland gesetzlich verankert. Basis dafür bildet Artikel 1, Absatz 1 des Grundgesetzes: „Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt." Des weiteren wird im Grundgesetz das Recht auf körperliche Unversehrtheit (Artikel 2, Absatz 2 Grundgesetz) garantiert. Eine internationale Grundlage für ein gewaltfreies Leben von Kindern vor stellt die UN-Kinderrechtskonvention dar. 191 Staaten einschließlich Deutschland haben zugestimmt, dass Kinder vor physischer und/oder psychischer Gewalt (Artikel 19) und sexuellem Missbrauch geschützt werden sollen (Artikel 34).

Konkreter wird der Schutz von Kindern und Jugendlichen vor Gewalt im Kinder- und Jugendhilfegesetz (SGB VIII) als Pflichtaufgabe des Staates formuliert. Tragischerweise waren es pressewirksame Berichte einiger tödlich endender Kinderschutzfälle, die die Entwicklung weiter voran getrieben haben. Mit der Verabschiedung des § 8a SGB VIII wurde der Auftrag der öffentlichen Hand und der Träger der freien/privaten Kinder- und Jugendhilfe zum Kinderschutz stärker in den Vordergrund gestellt. Bei Vorliegen gewichtiger Anhaltspunkte für eine Kindeswohlgefährdung sind die zuständigen Fachkräfte zu einer konkreten Einschätzung des Gefährdungsrisikos im interdisziplinären Zusammenwirken und zur Intervention verpflichtet. Die Risikoeinschätzung erfolgt unter Einbezug einer „insoweit erfahrenen Fachkraft" . Dies betrifft die fallverantwortlichen SozialarbeiterInnen und insbesondere die beratenden Fachkräfte, die entsprechend den neuen gesetzlichen Vorgaben hinzugezogen werden sollen und ein beträchtliches Ausmaß an Verantwortung für gelingenden Kinderschutz zu tragen haben.

Befragt man Erwachsene retrospektiv nach ihren Erfahrungen als Kind mit dem professionellen Umfeld, zeigen sich bei Opfern komplexer Traumatisierung gravierende Lücken im psychosozialen Hilfenetz. Gemäß den Ergebnissen des oben genannten Forschungsprojektes (siehe Fußnote 2) wurde das Helfersystem in keinem der Fälle seiner Aufgabe gerecht. Alle Befragten berichteten ausnahmslos, dass während ihrer Kindheit und Jugend auf den Missbrauch und andere Gewaltformen, die sie erlebt haben, nicht angemessen reagiert wurde. Die Befragten sprechen im Rückblick auf ihre Kindheit und Jugend sowohl von blinden Flecken im Hilfesystem als auch von aktiv verweigerter Hilfeleistung. Selbst bei Klinikaufenthalten und im Rahmen ambulanter Maßnahmen wurde die zugrunde liegende Problematik nicht erkannt.

In der Beurteilung ihrer Therapieerfahrungen tauchen bei den Klientinnen und Klienten zahlreiche thematische Übereinstimmungen auf. Alle Befragten betonen die große Bedeutung spezifischer Fachkompetenz zu Gewaltphänomenen – zu ihrer Dynamik, ihren Auswirkungen und ihrer Bewältigung. Unwissenheit und Unerfahrenheit führen nach ihren Erfahrungen zur Unterlassung wichtiger Hilfestellung oder gar zu pathologisierenden, retraumatisierenden Interventionen. Die Erfahrungsberichte belegen entwertende therapietheoretische Dogmen, an der Realität vorbeigehende psychiatrische Diagnosen sowie eine generelle Ignoranz gegenüber dem Thema – „ein Kampf um die Wahrheit", erzählt Herr Selcheneck, „eine Situation wie früher". Heute erklärt sich Herr Selcheneck dieses Verhalten mit uneingestandener Hilflosigkeit der professionellen HelferInnen.

Besondere Bedeutung für das Gelingen einer Therapie messen die Betroffenen der helfenden Beziehung bei. Als zentrale Qualität beschreiben sie ein Grundgefühl des Angenommenseins, „einfach, dass jemand an Sie glaubt". Die Beziehungsarbeit stellt demnach aus der Sicht der Betroffenen eine grundlegende Voraussetzung für die Überwindung des massiven erlittenen Vertrauensverlustes dar. Ein tragfähiges Arbeitsbündnis erfordert ihrer Erfahrung nach eine empathische, machtsensible Atmosphäre, in der auch der/die Professionelle sich auf einen aufrichtigen Dialog einlässt und unmittelbare Menschlichkeit verkörpert. Die Erlebnisse der Klientinnen und Klienten weisen dagegen auf eine starke Verbreitung machtträchtiger, theoretisch fixierter und deutungsintensiver Orientierungen in den professionellen Begegnungen hin: „Ich hatte ... den Eindruck, dass da ... ein ganz bestimmtes Schema war", sagt Frau Cirillo, „alles, was davon abwich, durfte, sollte nicht sein".

Dagegen werden Interventionen in Bezug auf das soziale Umfeld positiv hervorgehoben, wie beispielsweise die Teilnahme an Selbsthilfegruppen. „Das war ganz wichtig, dass ich dort respektiert und angenommen wurde", sagt Herr Selcheneck, der ansonsten vom professionellen Hilfesystem schwer enttäuscht ist. Oftmals ermöglicht die Arbeit in den Selbsthilfegruppen auch erst eine spätere Weiterbearbeitung der Themen in einem professionell angeleiteten Einzel- oder Gruppenkontext, wie die Erfahrungen von Frau Cirillo zeigen.

Gewaltphänomene werden nach Meinung der Klientinnen und Klienten insgesamt deutlich zu wenig thematisiert: Es fehle vor allem an einem für die Aufarbeitung förderlichen gesellschaftlichen Klima sowie an angemessenen Antworten der Gesellschaft auf diese Problematik. Die Realität von Gewalt mitten unter uns müsse ernst genommen und ausgehalten werden, auch und insbesondere von Professionellen: „Die müssen wissen, wie fühlt sich denn so ein Leben wirklich hier innen an", fordert Herr Selcheneck.

3. Bindungs- und Beziehungsarbeit in ihrer Bedeutung für die Praxis der Präventionsarbeit

Prävention bedeutet ursprünglich „Vorbeugung oder Verhütung" . Es handelt sich folglich um alle Maßnahmen, die ein bestimmtes Phänomen wie z. B. im vorbeugenden Fall Täterschaft bzw. Opferschaft von Gewalt bereits im Vorfeld verhindern. Caplan (1964) entwickelte die bis heute gültige und verendete Einteilung in primäre, sekundäre und tertiäre Prävention. Demnach soll primäre Prävention das Auftreten z. B. von Gewalt von vornherein verhindern. Sekundäre Prävention zielt auf die frühestmögliche Erkennung und daraus resultierende Beendigung von Gewalt sowie Vorbeugung eines wiederholten Opfer-Werdens oder TäterIn-Werdens, also sämtliche interventive Aspekte. Tertiäre Prävention soll die Spätfolgen sexuell missbrauchter Kinder verhindern und sie unterstützen (Beratung, Begleitung bzw. Therapie) (Amann & Wipplinger, 1998).

Die Erfahrungen der Betroffenen zeigen, dass ihre Erwartungen vom Umgang der Professionellen mit der Problematik nicht erfüllt werden können. Zieht man aus den Erfahrungsberichten zusammenfassend Schlüsse, so lassen sich die Forderungen in zwei Kernbereiche verdichten. Gewaltopfer wünschen sich demnach Hilfen, die der Bedeutung des gesellschaftlichen Umgangs mit Gewalt Rechnung tragen und Fachwissen zur Problematik voraussetzen und in denen die helfende Beziehung die Hauptachse des Hilfeprozesses darstellt.

Bereits John Bowlby (1953/1995) betonte die Bedeutung der professionellen Bindungsbeziehung, ihre Funktion als sichere Basis für freies Explorieren. Auch nach den Ergebnissen der Psychotherapieforschung gilt die therapeutische Beziehung ebenfalls seit geraumer Zeit als stärkster allgemeiner Wirkfaktor (Orlinsky et al., 1994; vgl. bereits Alexander & French, 1946). Dolan, Arnkoff und Glass (1993) be-

schreiben die beraterische und therapeutische Beziehung als „korrigierende Erfahrung" und betonen die Bedeutung eines bindungssensiblen Vorgehens. Die Abwesenheit von tragfähigen Beziehungen verursacht bei Kindern wie Erwachsenen physiologische Stressreaktionen (Grossmann, 2002; Spangler, 2001), das Bestehen nur einer einzigen förderlichen Bindung jedoch kann trotz sonstigem Vorherrschen negativer Erfahrungen einen bedeutsamen Schutzfaktor darstellen.

„Auf der Grundlage einer entwicklungsfördernden Grundhaltung, die durch die Kernbedingungen (Basisvariablen) Kongruenz, Akzeptanz und Empathie ebenso wie das Angebot der Strukturgebung und Bindungssicherheit gekennzeichnet ist, wird reflexiv ein auf das jeweilige Gegenüber „abgestimmtes" Beziehungsangebot gemacht. Dadurch können nicht verarbeitete Erfahrungen reaktualisiert, symbolisiert, d. h. dem Bewusstsein zugänglich gemacht und integriert werden. Zusätzlich kann das Kind … korrigierende Beziehungserfahrungen machen, so dass es seine Inkongruenzen lösen, verzerrte oder verleugnete Erfahrungen ändern kann. So werden intrapsychische Prozesse aktiviert und es können neue Selbst- und Weltwahrnehmungen in ein sich veränderndes Selbstkonzept integriert werden." (Fröhlich-Gildhoff, 2006, S. 43f.)

Auch in Hilfeprozessen arbeitet man auf eine Rekonstruktion des Weltbildes und der Modelle von sich selbst und anderen hin, so dass wieder gemäß den Umweltanforderungen gehandelt werden kann. Helfende Professionen sind aus dieser Perspektive „im Sinne der Bindungstheorie für das Reparieren und das Anknüpfen an die unterbrochene Kommunikation zuständig" (Döring, 2004, S. 196). Für die Praxis der Prävention heißt dies: Helfende Professionen sind aktiv gefordert, als Antwort auf den Vertrauensmissbrauch eine emotional tragende und „nachnährende" Beziehung möglich zu machen, die von Wertschätzung, Empathie und Authentizität (Rogers, 1959/1987) getragen wird. Je stabiler die zugrunde liegende Beziehung und Aushandlungsfähigkeit, umso größer die Chance auf emotionale und kognitive Veränderungsprozesse und damit Unterbrechung der Gewaltsituation sowie Traumabewältigung.

Primäre Prävention

Die Aussagen der Interviewten lassen sich relativ nahtlos auf Caplans Konzept (1964) übertragen. „Wenn jemand auf mich zugekommen wäre", sagt Herr Therburg (Z. 970-1100), „so wie in dieser Phase, als ich so dick geworden bin, als es mir offensichtlich schlecht ging, der mit mir hätte reden wollen, da hätte das eine Chance gehabt … es wären genug Leute da gewesen, die auch was mitbekommen haben … der Notarzt … der Pfarrer … genau das ist es, glaube ich, gerade als Außenstehender: Kinder ernst zu nehmen und nicht nur im Familienzusammenhang zu sehen … aber es war eben nie … also der erste Mensch, der mich irgendwie dann darauf angesprochen hat, dass es mir schlecht geht, war eine Lehrerin … und ich fing nur an zu sprudeln, und da war ich achtzehn … aber vorher hat nie jemand gefragt, ob es mir schlecht geht …". Herr Therburg spricht von einer Zeit, in der das Auftreten schwerer Gewalt eventuell noch zu verhindern gewesen wäre. Eine Zeit, in der TäterInnen sich wie oben beschrieben geschickt jenen Kinder annähern, die nicht geschützt, nicht beziehungsmäßig eingebettet, nicht unerreichbar für Gewaltphänomene sind: all dies sind Aspekte, die uns nützlich sein könnten, primäre Prävention wirksamer zu gestalten, von vornherein Gewaltphänomene und deren Ausbreitung zu verhindern.

Überträgt man seine Eindrücke aus der Kindheit auf inzwischen bereits gut erforschte Risikofaktoren für das Auftreten von sexueller Gewalt (Brockhaus & Kolshorn, 1993): patriarchale Machtverhältnisse, traditionelle Dogmen, rigide Erziehungsnormen, Kinder, die aufgrund der sie umgebenden Verhältnisse einen schlechten Selbstwert besitzen bzw. aus gewalttätigen, gebrochenen und vernachlässigenden Familien stammen, lässt sich einiges davon bei Herrn Therburg wieder erkennen. Moderne

Präventionsprogramme (vgl. z. B. Strohhalm e.V., 2006) versuchen diesen Phänomenen mit folgenden Grundsätzen entgegenzuwirken:

1. *Dein Körper gehört dir!*
2. *Vertraue deinem Gefühl!*
3. *Unterscheide zwischen angenehmen und unangenehmen Berührungen!*
4. *Du hast das Recht, „Nein" zu sagen!*
5. *Es gibt gute und schlechte Geheimnisse.*
6. *Du hast ein Recht auf Hilfe!*
7. *Kinder haben niemals Schuld.*

Sekundäre Prävention

„Normalität war die absolute Ausnahme", berichtet Herr Selcheneck (Z. 2875-2883): „Das sah dann so aus: keiner hat miteinander geredet, man hängt vor der Glotze, es wird sich ausnahmsweise mal nicht irgendwie gestritten, wir wurden ausnahmsweise nicht geprügelt und nicht missbraucht und meine Mutter war ausnahmsweise mal nicht besoffen". Und weiter: „Es gab nur meine Mutter, das was sie sagte, das was sie tat. Und niemanden sonst" (Herr S, Z. 330-332). In dieser totalen Abhängigkeit wird der Machtmissbrauch zur bitteren Alltagsrealität. Frühestmögliche Erkennung und daraus resultierende Beendigung von Gewalt sowie Vorbeugung vor wiederholtem Opfer- oder TäterIn-Werden, also sämtliche interventive Aspekte der sekundären Prävention haben keine Chance, wenn es nicht gelingt, diese geschlossenen Systeme gewaltgeprägter Familien zu durchbrechen.

Auch hier lassen sich bereits erforschte Konzepte wieder finden. Heiliger (2000) identifizierte fünf Schritte, die TäterInnen bei der Ausübung von Gewalt zu berücksichtigen wissen. Zunächst stellen sie die Voraussetzungen her, nähern sich an das Kind an, oder das Kind befindet sich bereits in der Familie; als nächstes erfolgt die Absicherung des Zugangs, das Ausschalten von Bezugspersonen und Hilfesuchemöglichkeiten; und eventuell wird die Gewaltausübung durch Manipulation des Umfeldes abgesichert, damit dem Kind möglichst wenig geglaubt wird. Auch im Beispielfall Nathalie war diese Isolierung eine wichtige Voraussetzung dafür, dass die Kinder erst sehr spät aus der Familie genommen werden konnten:

> *Die Familie war bis zur Aufnahme Nathalies in der Einrichtung nach außen hin bis auf eine Familientherapeutin, mit der der Vater die Zusammenarbeit verweigerte, hermetisch abgeriegelt. Dies führte zu einer sozialen Abschottung und einem Entwicklungsdefizit im sozialen Bereich, das sich bis heute in sozialen Rückzugstendenzen zeigt. Nathalie begegnete uns zu Beginn der Hilfeleistung auf dem Boden ihrer Ängste von Gewalterfahrungen und verschlungenen Beziehungsenttäuschungen. Dennoch wurde nach mehreren zentralen sichernden Eingangs-Interventionen der positiv stützende Kontakt des Aufenthaltes und der Beziehungen zu den MitarbeiterInnen und BewohnerInnen der Einrichtung sichtbar. Von diesen Interventionen war die bedeutsamste unser Umgang mit Ihrer Ursprungsfamilie. Obwohl die Eltern nicht zu gemeinsamen Gesprächen mit den Mitarbeiterinnen der Einrichtung an einem neutralen Ort bereit waren, wurde das Bedürfnis Nathalies nach einem Besuch bei ihnen trotz der Misshandlungsgefahr und einer bereits eskalierten Situation nicht geleugnet, sondern stattdessen engmaschig durch Gespräche begleitet. So etablierte Nathalie nach dem Wegfall der Familientherapie mit einigen Übergangsschwierigkeiten eigenständige Kontakte zu den Eltern, die nach einiger Zeit in Absprache mit uns und einem hohen Maß an Aufmerksamkeit und Selbstschutz ihrerseits verliefen. Nathalie war es nach diesen Erfahrungen möglich, tatsächlich in der Einrichtung anzukommen und mit*

ihrer Bezugsbetreuerin sowie mit mir als Psychotherapeutin eine relativ tragfähige Beziehung aufzubauen. In der Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie wurde daraufhin zunächst ein sicherer innerer Schutzort etabliert, den sie als eine Insel darstellte, nur ihr und vertrauten Tieren Zuflucht bietend. Besuche seien möglich, betonte sie, man benötige dazu ein Boot – aber das letzte Stück müsse man „über das Wasser laufen".

Tertiäre Prävention

Herrn Ohnwalds konkrete „halbprofessionelle' Stütze in der Verarbeitung der sexuellen Gewalterfahrung ist ein späterer Partner der Mutter, selbst Sozialarbeiter, der auch an der Aufdeckung des Gewaltverhältnisses beteiligt war, ihm nach der sexuellen Gewalterfahrung eine positive Alternativbeziehung im richtigen Nähe-Distanz-Verhältnis anbietet und dem Jungen damit erste Möglichkeiten zur Bewältigung der sexuellen Beziehung mit dem Täter ermöglicht: „Der hat sich ganz liebevoll um mich gekümmert, als wäre ich sein eigenes Kind … und das war einfach klar, also wenn ich wirklich noch mal jemandem Vertrauen entgegen bringe, irgendwie nach der Geschichte, genieße ich hier Schutz, einen Schutz, den mir meine Mutter nie geben konnte" (Herr Ohnwald, Z. 221-243). Tertiäre Prävention soll die Spätfolgen von Gewalt beratend, begleitend oder therapeutisch verhindern und eine Fortsetzung des Kreislaufes unterbrechen. Im Falle Herrn Ohnwalds ist dies gelungen. Er lebt heute nicht unbelastet, aber eingebettet in eine funktionierende Familie und arbeitet in einem ihn erfüllenden Beruf.

Auch im professionellen Bereich ist der erste Schritt in die professionelle Beziehungsgestaltung stets der Aufbau eines tragfähigen Arbeitsbündnisses. Die helfende Beziehung ist grundsätzlich eine Bindungsbeziehung und bietet eine ebenso „grundsätzliche Möglichkeit zur Veränderung internaler Arbeitsmodelle" (Grossmann & Grossmann 2004, S. 409; vgl. auch Pauls, 2004). Wird Beziehungsgestaltung nicht vom ersten Moment an in den Vordergrund gestellt, kommt eine Zusammenarbeit häufig gar nicht erst zustande. In dieser angespannten Bindungssuche ist es hilfreich, den KlientInnen entgegen zu kommen und ihnen dort zeitlich, räumlich und emotional angemessen zur Verfügung zu stehen.

Die aufgebaute Bindung funktioniert im doppelten Sinne: Sie stellt eine Alternativerfahrung für frühe Bindungsunsicherheiten und -störungen dar und wirkt in dieser Form direkt auf das zutiefst verunsicherte Bindungssystem der Betroffenen. Sie ermöglicht jedoch zugleich die Öffnung für ein neues „Explorationssystem", einen neuen Raum, also die Fähigkeit, sich dem Hilfeprozess zu öffnen und Veränderungsprozesse für die Zukunft zuzulassen. Diese Veränderungsprozesse sind dann nicht mehr primärer, sondern sekundärer Natur, das heißt, stets durch Erfahrungen aus der Kindheit geprägt. Dennoch gestattet der Hilfeprozess neue emotionale und kognitive Erfahrungen und Weiterentwicklungen der Internalen Arbeitsmodelle. Auf dieser Ebene wird es eventuell möglich, aktuelle wie vergangene Beziehungen zu explorieren und zu bearbeiten.

Auf dieser Basis von Bindungssicherheit und Alltagsstabilität konnten auch bei Nathalie traumazentrierte Abschnitte in der Therapie ihren Platz finden, ohne dass dies die Sicherheit in der Bindung gefährdete. Belastende Erinnerungen konnten in der Regel über verbale oder kreative Wege zum Ausdruck gebracht werden und anschließend in ihrer Bedeutung an Kraft und Einfluss auf den heutigen Alltag verlieren. Bei der Gartenarbeit auf ihrem geschützten Arbeitsplatz begegnete Nathalie häufig dem Bild ihrer Mutter, die tot in den Sträuchern zu liegen schien. In der Folge gelang es, das ursprüngliche Bild, eine Gewaltsituation, in der Nathalie tatsächlich zunächst annehmen musste, die Mutter sei dabei umgekommen, gemeinsam zu erinnern und ihm in mehreren Sitzungen die massive Schärfe und Belastung zu nehmen. Das Bild tauchte anschließend nicht mehr in dieser Form für sie auf. Mit viel Behutsamkeit konnte nach knapp drei Jahren die Abschiedsphase eingeleitet werden.

Heute wohnt Nathalie nicht weit entfernt von ihrem geschützten Ausbildungsplatz einerseits und ihren Eltern und Geschwistern andererseits in einer eigenen Wohnung mit mehreren Haustieren und hat eine ihrem Alter entsprechende Partnerschaft. Sie hat einen Grad an Selbständigkeit erreicht, der angesichts des Ausmaßes an traumatischer Beeinträchtigung und Intelligenzminderung Achtung abverlangt. Auf der Basis tragender Beziehungsarbeit war sie in der Lage, die Einrichtung mit ihren Selbstheilungskräften immer wieder aufs Neue zu überraschen und den pädagogisch-therapeutischen Prozess selbst aktiv mitzugestalten. Bisher ist es nicht zu einer Wiederholung der ehemaligen häuslichen Gewaltsituation gekommen, obwohl bei Nathalie mit einem dauerhaften Risiko von Reviktimisierung und chronischer Belastung durch die komplexe Traumatisierung im weiteren Lebensverlauf gerechnet werden muss.

4. Schlussgedanken

Das Fallbeispiel soll trotz seines idealtypischen Verlaufs keine Illusionen wecken. In vielen Fällen gestaltet sich der Verlauf schwierig und so komplex, dass die Präventions- und Interventionsgestaltung ständig neu überdacht werden muss. Eine vollständiger Schutz vor schweren Traumata oder die Garantie deren Verarbeitung ist nicht möglich. Bindungsorientierte Intervention in Form von Regeln zu organisieren, kann einen wichtigen Wissenshintergrund darstellen, vor dem aber letztlich der indikationsspezifische und situationsadäquate Einsatz die eigentliche Qualität der Hilfestellung ausmacht. Die Ausführungen sollen daher lediglich als Anregungen dienen, die Sensibilität für bindungsorientierte Beziehungsgestaltung in helfenden Prozessen zu erhöhen.

Werfen wir nochmals einen Blick auf die in einem sehr umfassenden und zugleich differenzierten Rahmen von Kavemann (1998, S. 47) formulierten fünf Präventionsziele, nämlich (1) die gesellschaftlichen Strukturen zu verändern, die diese Gewalt möglich machen und aufrechterhalten, (2) die Konstrukte von Geschlecht und Sexualität zu verändern, die die Sexualisierung von Gewalt ermöglichen, (3) den sozialen und rechtlichen Schutz von Kindern und Jugendlichen zu verbessern, (4) für die Einhaltung schützender Vorschriften zu sorgen, die Handlungsalternativen und Lebensmöglichkeiten von Mädchen und Jungen zu verbessern und (5) eine Utopie von einem besseren Zusammenleben der Geschlechter und Generationen zu entwickeln, dann zeigt sich, dass nahezu alle dieser Perspektiven von den Betroffenen in den Interviews formuliert worden sind und wir bedauerlicherweise davon selbst nach vielen Jahren wirksamer Anti-Gewaltarbeit noch weit entfernt sind.

Vielleicht sollten wir Betroffenen - in Praxis wie Forschung - noch sehr viel detaillierter unsere Aufmerksamkeit widmen und ihnen noch aufmerksamer zuhören. Die wenigen „schützenden Inselerfahrungen“ durch positive und unterstützende Begegnungen in ihrem Leben schildern die Interviewten als überaus wichtig für die Bewältigung der sexuellen Gewalterlebnisse. Beziehung schafft für sie häufig erstmals im Leben Schutz, Stabilität und Kontinuität sowie eine Ausgangsbasis für Neuerschließungen. Besser als alle Professionellen hat dies m. E. Frau Prohaska in Worte gefasst, als sie am Ende des Interviews konstatierte: „Man sollte ein neues Menschenrecht einführen … … das Menschenrecht auf eine unterstützende Beziehung“ (Z. 347-1350).

Literatur

Ainsworth, M. D. S. & Wittig, B. A. (1969). Attachment and the exploratory behavior of one year olds in a strange situation. Determinants of infant behavior, 4, 113-136.

Ainsworth, M. D. S., Bell, S. M. & Stayton, D. J. (1974). Infant-mother attachment and social development. „Socialization“ as a product of reciprocal responsiveness to signals. In M. P. Richards (Ed.), The integration of a child into social world (pp. 99-135). London: Cambridge University Press.

Alexander, F. & French, T. M. (1946). Psychoanalytic therapy. New York: Rolande.

Amann, G. & Wipplinger, R. (Hrsg.) (1998). Sexueller Mißbrauch. Überblick zu Forschung, Beratung und Therapie. Ein Handbuch. Tübingen: DBVT.

Bowlby, J. (1973). Mütterliche Zuwendung und geistige Gesundheit. München: Kindler. (Kindlers Taschenbücher. 2106.) (Original erschienen 1951.)

Bowlby, J. (1995). Elternbindung und Persönlichkeitsentwicklung. Therapeutische Aspekte der Bindungstheorie. Heidelberg: Dexter-Verlag. (Original erschienen 1953.)

Bowlby, J. (2005). Frühe Bindung und kindliche Entwicklung. (5. neugest. Aufl.). München: Reinhardt. (Original erschienen 1953.)

Bowlby, J. (2006). Bindung und Verlust. 3 Bde. München/Basel: Reinhardt. (Originale erschienen Bd. 1: 1969, Bd. 2: 1973, Bd. 3: 1980.)

Brisch, K. H. (1999). Bindungsstörungen. Von der Bindungstheorie zur Therapie. Stuttgart: Klett-Cotta.

Brisch, K. H.. (2003). Bindungsstörungen und Trauma. Grundlagen für eine gesunde Bindungsentwicklung. In K. H. Brisch & T. Hellbrügge (Hrsg.), Bindung und Trauma (S. 105-135). Stuttgart: Klett Cotta.

Brockhaus, Ulrike & Kolshorn, Maren (1993). Sexuelle Gewalt gegen Mädchen und Jungen. Frankfurt am Main/New York: Campus.

Caplan, G. (1964). Principles of preventive psychiatry. New York: Basic Books.

Conte, J. R.; Wolf, S. & Smith, T. (1989). What sexual offenders tell us about prevention strategies. Child Abuse & Neglect, 13 (2), 293-301.

Crittenden, P. M. (1995). Attachment and psychopathology. In S. Goldberg, R. Muir & J. Kerr (Eds.), John Bowlby" s attachment theory. Historical, clinical, and social significance (pp. 367-406). Hillsdale, NJ: Analytic Press.

Dolan, R., Arnkoff, D. & Glass, C. (1993). Client attachment style and the psychotherapists interpersonal stance. Psychotherapy: Theory, Research and Practice, 30, 408-412.

Döring, E. (2004). Personzentrierte Psychotherapie mit Kindern und Jugendlichen. Was hilft Spielen mit traumatisierten Kindern und Jugendlichen? Gesprächspsychotherapie und Personzentrierte Beratung, 35 (3), 193-198.

Fischer, G. & Riedesser, P. (1998). Lehrbuch der Psychotraumatologie. München: Ernst.

Fonagy, P., Gergely, G., Jurist, E. L. & Target, M. (2004). Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst. Stuttgart: Klett-Cotta.

Fröhlich-Gildhoff, K. (2006). Die Kraft des Spiel(en)s – Personzentrierte Psychotherapie mit Kindern. Psychotherapie im Dialog, 7 (1), 42-47.

Gahleitner, S. B. (2005a). Neue Bindungen wagen. Beziehungsorientierte Therapie bei sexueller Traumatisierung. München: Reinhardt.

Gahleitner, S. B. (2005b). Sexuelle Gewalt und Geschlecht. Hilfen zur Traumabewältigung bei Frauen und Männern. Gießen: Psychosozialverlag.

Gahleitner, S. B. (2005c). Sexuelle Gewalt und Geschlecht. Hilfen zur Traumabewältigung bei Frauen und Männern. Gießen: Psychosozial. (Forschung psychosozial.)

Grossmann, K. & Grossmann, K. E. (2004). Bindungen. Das Gefüge psychischer Sicherheit. Stuttgart: Klett-Cotta.

Grossmann, K. (2002). Praktische Anwendungen der Bindungstheorie. In M. Endres & S. Hauser (Hrsg.), Bindungstheorie in der Psychotherapie (S. 54-80). München: Reinhardt.

Heiliger, A. (2000). Täterstrategien und Prävention. Sexueller Missbrauch an Mädchen innerhalb familialer und familienähnlicher Strukturen. München: Frauenoffensive.

Herman, J. L. (1993). Die Narben der Gewalt. Traumatische Erfahrungen verstehen und überwinden. München: Kindler. (Original erschienen 1992.)

Hesse, E. (1999). The Adult Attachment Interview: Historical and current perpectives. In J. Cassidy & P. R. Shaver (Eds.), Handbook of attachment. Theory, Research, and Clinical Applications (pp. 395-433). New York: Guilford.

Kavemann, B. & Kreyssig, U. (2007) (Hrsg.). Handbuch Kinder und häusliche Gewalt. Stuttgart: VS Verlag.

Kavemann, B. (1998). Gesellschaftliche Folgekosten der Gewalt gegen Frauen und Mädchen. In Fraktion Bündnis 90/Die Grünen im Berliner Abgeordnetenhaus (Hrsg.), Innere Sicherheit durch Prävention. Gesundheitliche Folgen und gesellschaftliche Kosten von Gewalt. Berlin: Abgeordnetenhaus.

Kolk, B. A. van der (1999). Zur Psychologie und Psychobiologie von Kindheitstraumata (Developmental Trauma). In Annette Streeck-Fischer (Hrsg.), Adoleszenz und Trauma (S. 32-56). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Kolk, B. A. van der, David Pelcowitz, Susan Roth, Francine S. Mandel, Alexander McFarlane & Judith L. Herman (1996). Dissociation, somatization, and affect dysregulation. The complexity of adaption to trauma. American Journal of Psychiatry, Festschrift Supplement, 153 (7), 83-93.

LeDoux, J. E. (1996). Das Netz der Gefühle. Wie Emotionen entstehen. München: Hanser. (Original erschienen 1996.)

Main, M. & Hesse, E. (1990). Parents' unresolved traumatic experience are related to infant disorganized attachment status: Is frightened and/or frightening parentalbehavior the linking mechanism? In M. T. Greenberg, D. Cichetti & E. M. Cummings (Eds.), Attachment in the preschool years (pp. 161-182). Chicago: University of Chicago Press.

Main, M., Kaplan, N. & Cassidy, J. (1985). Security in infancy, childhood and adulthood. A move to the level of representation. In I. Bretherton & E. Waters (Eds.), Growing points in attachment theory and research (pp. 66-104). Chicago: University of Chicago Press. (Monographs of the Society for Research in Child Development. 50.)

Orlinsky, D. E., Grawe, K. & Parks, B. K. (1994). Process and outcome in psychotherapy - Noch einmal. In A. E. Bergin & S. L. Garfield (Eds.), Handbook of psychotherapy and behavior change (4th ed.) (pp. 270-376). New York: Wiley.

Pauls, H. (2004). Klinische Sozialarbeit. Grundlagen und Methoden psycho-sozialer Behandlung. Weinheim: Juventa.

Riedel-Breidenstein, D. (2006). Auf dem Weg zur Prävention. Mebes & Noack. Köln.

Rogers, C. R. (1987). Eine Theorie der Psychotherapie, der Persönlichkeit und der zwischenmenschlichen Beziehungen. Entwickelt im Rahmen des klientenzentrierten Ansatzes. Köln: GwG 1987. (Original erschienen 1959.)

Rossilhol, J.-B. (2002). Sexuelle Gewalt gegen Jungen. Dunkelfelder. Marburg: Tectum.

Schröttle, Monika & Müller, Ursula (2005). Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland. Ergebnisse der ersten bundesweiten Prävalenzstudie zu Gewalt gegen Frauen. In Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.), Gewalt im Leben von Männern und Frauen. Forschungszugänge, Prävalenz, Folgen, Intervention. Kongressbericht (S. 21-37). Berlin: BMFSFJ.

Solomon, J. & George, C. C. (1999). The place of disorganization in attachment theory. Linking classic Observations with contemporary findings. In J. Solomon & C. George (Eds.), Attachment disorganization (pp. 3-32). New York: Guilford.

Spangler, G. (2001). Die Psychobiologie der Bindung. Ebenen der Bindungsorganisation. In G. J. Suess, H. Scheurer-Englisch & W.-K. P. Pfeifer (Hrsg.), Bindungstheorie und Familiendynamik (S. 157-177). Gießen: Psychosozial. (edition psychosozial.)

Steele, H., Steele, M. & Fonagy, P. (1996). Associations among attachment classifications of mothers, fathers and their infants: Evidence for a relationship-specific perspective. Child Development, 67, 541-555.

Stern, D. (1992). Die Lebenserfahrung des Säuglings. Stuttgart: Klett-Cotta.

Terr, L. C. (1995). Childhood traumas: An outline and overview. In George S. Everly & Jeffrey M. Lating (Eds.), Psychotraumatology.

Key papers and core concepts in post-traumatic stress (pp. 301-319). New York: Plenum.

Wirtz, U. (1990). Seelenmord. Inzest und Therapie. (2. Aufl.) Zürich: Kreuz.

Gewaltbelastung und Unterstützungsbedarf von Kindern und Eltern bei häuslicher Gewalt -

Ergebnisse der wissenschaftlichen Begleitung des Aktionsprogramms „Kinder als Zeugen und Opfer häuslicher Gewalt“

Dr. Corinna Seith, Universität Zürich
Pädagogisches Institut, Freiestr. 36, CH-8032 Zürich,
cseith@paed.uzh.ch, Tel 0044 44 634 27 57

Fachtagung im Rahmen des Projekts „Menschenskind“ des Mannheimer Frauenhauses, Mannheim, 28.2.2008

Bitte vergessen Sie nicht zu zitieren,
wenn Sie Inhalte des Vortrags verwenden.

Empirische Forschung

Deutschland

- Kinder im Frauenhaus als Teil der Evaluation des Berliner Frauenhauses (Hagemann-White et al. 1981)
- Unterstützungsangebote für Kinder (Seith & Kavemann 2007)

Schweiz

- HG aus Sicht von Kindern und Jugendlichen (Seith 2006), www.nfp52.ch
  - Erste groß angelegte Studie im deutschsprachigen Raum aus Sicht von Kindern
  - Schriftliche Befragung von 1400 Kindern im Alter zwischen 9 und 17 Jahren im Kanton Zürich
  - Qualitative Studie mit Kindern, Müttern, MitarbeiterInnen von OHG-Stellen und Frauenhäusern (Kanton Bern, Luzern, Zürich)
- Ethnographische Studie zur Praxis der Jugend- und Familienhilfe bei HG (NF-Grundlagenforschung, Seith, 2007-2009)

Österreich

- Kinder im Frauenhaus - traumatheoretischer Ansatz (Strasser 2001)

Aktionsprogramm „Kinder als Zeugen und Opfer häuslicher Gewalt“ in Baden-Württemberg

- Ausgangslage: Einführung des Gewaltschutzgesetzes 2002 in D, Lücken in der Hilfeplanung für die Zielgruppe der Kinder
- Ziel: Unterstützungsangebote für „Platzverweis-Kinder“ entwickeln und erproben
- Fragestellungen:
  - Welche Unterstützung brauchen von HG betroffene Kinder?
  - Sind Kinder mit und ohne Platzverweisverfahren unterschiedlich betroffen?
  - Wie können Kinder erreicht werden?
  - Worauf sprechen Kinder an und wie können ihre Familien eingebunden werden?
- Finanzierung: Landesstiftung Baden-Württemberg
- Koordination: Paritätischer Wohlfahrtsverband Baden-Württemberg
- Projektlaufzeit: 1,5 Jahre

Polizei, häusliche Gewalt und involvierte Kinder

- Polizeieinsätze
  - in mindestens der Hälfte der Fälle sind Kinder involviert (Seith 2003, Helfferich et al. 2004)
- Anträge im Zshg. mit Gewaltschutzgesetz
  - in drei Viertel der Fälle leben Kinder im Haushalt
  - in 22% der Fälle körperliche Gewalt bei Kindern dokumentiert (Rupp 2005)

Ergebnisse der wissenschaftlichen Begleitung

Seith, C & Kavemann, B (2007):
„Es ist ganz wichtig, die Kinder da nicht alleine zu lassen" - Unterstützungsangebote für Kinder als Zeugen und Opfer häuslicher Gewalt. Evaluationsstudie des Aktionsprogramms Kinder als Zeugen und Opfer häuslicher Gewalt der Landesstiftung Baden-Württemberg 2004-2006. Landesstiftung Baden-Württemberg, Soziale Verantwortung & Kultur Nr. 3, Stuttgart, 97 Seiten.

Belastung durch Gewalt in der Beziehung der Eltern = häusliche Gewalt

(Seith & Kavemann 2007)

- Fast alle Kinder hatten - teilweise schwerwiegende - Gewaltsituationen miterlebt.
- Mehrheitlich war die Mutter die Gewaltbetroffene (99%)
- Überwiegend war der Kindsvater der Täter (87%)
- Fast alle Kinder hatten Folgen der Gewalt wie Weinen, Erschütterung und Verzweiflung beobachtet.
- Über die Hälfte der Kinder hatte Verletzungen gesehen.
- Das Gewalterleben von Kindern mit und ohne Platzverweis unterscheidet sich nicht.

Gewalt in der Beziehung der Eltern

Der 11-jährige Michael sah, wie sein Vater auf seine Mutter einschlug. Er ging körperlich dazwischen, um den Vater zum Aufhören zu bewegen.

Die 12-jährige Sonia erzählte, dass ihr Vater ihre Mutter mit dem Messer angriff und sie schwer verletzte. Unter anderem zielte er auf die Augen der Mutter, die bis heute mit Narben gezeichnet ist. Diese Attacke geschah in der Zeit, als die Mutter bereits im Frauenhaus Zuflucht gesucht hatte.

Laura, 8 Jahre alt, wusste, dass ihr Vater ihre Mutter mit einem Messer und mit einer Pistole bedroht hatte. Manches hat sie selbst gesehen, anderes wusste sie von ihrer Mutter.

Elterliche Gewalt gegen Kinder und Jugendliche

- 77% der Kinder hatten vor Beginn des Unterstützungsangebots selbst Gewalt erlebt.
- Gewaltdefinition:
  - erfasst wurden leichte Körperstrafen
  - erhebliche Misshandlungen
  - Vernachlässigung
  - sexueller Missbrauch
  - psychische Gewalt
- Bei einem Drittel war eine Gefährdungsmeldung an das Jugendamt ergangen.
- Zum Zeitpunkt der Erhebung waren noch 29% der Kinder unterschiedlich intensiver Gewalt ausgesetzt.

Interventionen und Schutz vor häuslicher Gewalt

- 4 von 10 der Kinder und Jugendlichen waren schon einmal mit der Mutter in ein Frauenhaus geflüchtet (43%).
- 6 von 10 Mädchen und Jungen hatten einen Polizeieinsatz bzw. einen polizeilichen Platzverweis erlebt (59%).
- In 35% der Fälle war ein Antrag nach dem Gewaltschutzgesetz gestellt worden.
  Dies ist vergleichsweise häufig.

Unterstützungsangebote

- Gruppenangebote
- Einzelarbeit
- Aufsuchende Arbeit

Alter der Kinder (N=150)

- Durchschnittsalter 8 Jahre
- Altersspanne der Gruppen 5 bis 12 Jahre
- Altersspanne Einzelarbeit 2 bis 18 Jahre

Nutzen der Gruppenangebote aus Sicht der Kinder

Was macht man in der Gruppe?

„Da machen wir bestimmte Themen, manchmal ist es ein Bild malen, manchmal liest sie ˙ne Geschichte vor. Danach gibt's Imbiss und dann sprechen wir über die Themen und dann machen wir noch ein paar Spiele." (Jasmin, 9 Jahre)

Warum kommst du in die Gruppe?

„Erstens wegen meiner Mutter, weil sie sagt, das hilft. Und dann, weil es mir Spaß macht." (Sandra, 8 Jahre)

„Weil es mir dort gefällt, ich komme, weil meine Eltern getrennt sind, das fällt mir halt immer schwer, weil in der alten Schule habe ich immer gedacht, habe ich mich halt nicht aufs Lernen konzentriert, deswegen bin ich jetzt hier, aber jetzt konzentriere ich mich besser. (Anna, 10 Jahre)

Natalie: Ich finde es eigentlich ganz schön (lacht). Es macht Spaß. Die Spiele machen Spaß (lacht). Und ja, ich finde es auch toll, dass wir Imbiss essen, also, so, ja, so. (…)
Frage: Warum kommst du immer wieder, was bringt dir das?
Natalie: Ja, dass, dass man halt die Probleme jemand anders auch erzählen kann und so. (Natalie, 11 Jahre)

Wie schätzen die Kinder das Gruppenangebot ein?

- Generell positiv
  - uneingeschränkt hoher subjektiver Nutzen (35 von 37)
  - wäre auch für andere Kinder gut (N=37)
- Die Mischung macht's: Spiel, Spaß und darüber reden
  - Freude, Entlastung
  - Malen: nicht nur emotionales Ausagieren und Zeitvertreib, sondern auch reflexive Anforderungen

Offenheit über Gewaltproblematik schaffen

Kindergruppe als Gegenkultur mit besonderen Regeln

- „Man kann, aber man muss nichts sagen"
- Gegenseitige Zusicherung von Vertraulichkeit (nicht weitererzählen, was Kinder über ihre Familien erzählen)
- Erfahrungen teilen und voneinander lernen
- Verständnis und Unterstützung anstatt Stigmatisierung und Ausgrenzung

„Alles rauslassen können, dann fühlt man sich gleich besser."

„(…) damit es einem besser geht, nicht dass man alles behaltet und immer so klein [wird], weil man dann manchmal keine Freunde hat, wenn man das sagt"

Ambivalenzen

- Wie war es über Streit und Schläge zu Hause zu sprechen? (N=37)
  - 41% fanden es gut
  - 27% schwierig
  - 14% fanden es gar nicht gut
- Ambivalenzen - Entlastung und Belastung zugleich

  „Weil man sich dann immer an die Sachen erinnern muss, und dann hat man das tagelang wieder vor sich." (…) Das alles wieder runter zu bekommen, wenn man das dann wieder hoch geholt hat. Das muss man dann auch erst wieder verkraften." (Laura, 8 Jahre)

Hat sich etwas verändert?

„Hmm, ja, eigentlich schon, weil immer in der Schule hatte ich Bauchweh und so, und jetzt habe ich eigentlich nie Bauchweh, es geht mir eigentlich jetzt ganz gut in der Schule und ich fühle mich auch besser wie früher." (Alexandra, 9 Jahre)

- Verbesserung
  - des Wohlbefindens
  - der Konzentrationsfähigkeit
  - der schulischen Leistungen
- Verbesserung der Beziehung zur Mutter
- Verhältnis zum Vater/getrennt lebenden Elternteil
  - viele Kinder sind belastet durch Umgangsrecht (Schläge, Angst davor, den Vater alleine zu sehen, Manipulation u. ä.)
  - Stabilisierung von regelmäßigem Kontakt
  - unregelmäßiger Kontakt zugunsten klarer Regelungen reduziert

„Ich habe noch nie etwas von Gewalt gehört“ - Konzeptionelle Fragen

- Wie zu erklären?
  - Kind neu in der Gruppe, andere Themen stehen im Vordergrund
  - Verdrängung
  - HG wird nicht/zu selten/zu implizit thematisiert
- HG muss explizit thematisiert werden
  - Erlebnis- und spielpädagogische Ansätze allein sind nicht ausreichend
- Mischung zwischen Spiel, Spaß, Wissensvermittlung und Förderung von Handlungskompetenzen wichtig

Motivationen der von Gewalt betroffenen Elternteile (meist Mütter)

- Fragen, welche Auswirkungen die Gewalterfahrungen bei den Kindern hinterlassen werden
- Sorge, ob die Kinder Schaden nehmen werden (präventiv)
- Beobachtung negativer Auswirkungen, Verschlechterung der Befindlichkeit, Schulprobleme, Verhaltensauffälligkeiten
- Bewusstsein für eigene Verstrickung

Nutzen aus Sicht der Mütter und Väter

Frau B. kommt zum Schluss, dass ihre Tochter nach einem Jahr Gruppe „ganz anders geworden" ist. „Sie ist offener geworden, sie spricht mehr, und wie soll ich sagen, mehr selbstbewusst. Das ist ein sehr gutes Zeichen für mich."

„(…) und ich denk, das ist ihr sehr wichtig, also, sie kann sich hier schon äußern und ihre Sachen verarbeiten. Also, wenn ich sie jetzt rausnehme, wüsste ich jetzt einfach nicht, was ich mit ihr machen sollte, dass sie das verarbeiten kann. Ich glaub, dann würde sie alles halt einfach nur wieder reinstecken. Ich denk so in der Gruppensituation verarbeitet sie schon gewisse Punkte." (Frau E.)

- Sie sahen die positiven Veränderungen bei ihren Kindern unmittelbar als Ergebnis der Unterstützungsangebote.
- Sie schätzten die professionelle Unterstützung für ihre Kinder.

Einbezug von Eltern

- Kinderangebote sollten mit Elternarbeit gekoppelt werden
- Gewaltbetroffene Eltern/Mütter suchen Unterstützung - auch in Erziehungsfragen
- Intensive Elternarbeit verlangt entsprechende Ressourcen
- Arbeit mit Vätern als Täter noch in den Anfängen

Zugang…

- erfolgte meist über die Mütter bzw. die Beraterinnen der Mütter
- gelang im Platzverweisverfahren am besten über die Erstberatungsstelle
- erfolgte selten über ASD/Jugendamt und Polizei (u. a. wegen Akzeptanzproblemen)

  -> Diskrepanz zwischen Angebot und Nachfrage

Mehr Kindern hätte das Angebot zugute kommen können!

Belastungen der Eltern…

- Soziale
- Ökonomische
- Gesundheitliche
- Zukunftsängste

… sind erheblich

Belastungen können die Nöte der Kinder aus der Wahrnehmung der Eltern verdrängen, auch wenn diese sich für ihre Kinder interessieren und einsetzen wollen.

Decken die Angebote den Unterstützungsbedarf der Kinder?

Es gibt Mädchen und Jungen .....

- für die das Angebot passend und ausreichend war
- für die das Angebot passend, aber zeitlich zu kurz war,bzw. die ihre Teilnahme wegen eines Umzugs beenden mussten
- mit mehr und intensiverem Unterstützungsbedarf
- für die noch Fragen der Sicherheit und des Schutzes vor Gewalt zu klären waren
  - Ein Viertel war nach Beendigung des Angebots weiterhin unterschiedlich schwerer Gewalt ausgesetzt.

Wirkung der Unterstützungsangebote auf das Gewalterleben der Kinder

- Die Belastung der Kinder durch Gewalt war hoch.
- Die Interventionen und die Unterstützungsangebote
  - senkten das Gewaltniveau erheblich und
  - stabilisierten ihre Lebenssituation
  - Zum Zeitpunkt der Erhebung waren noch 29% der Kinder unterschiedlich intensiver Gewalt ausgesetzt.
  - Nur in einem Fall wurde von erheblicher Misshandlung gesprochen (durch den Vater).

Fazit

Die Pilotprojekte…

- ergänzen das regionale Angebot der Jugendhilfe und der Frauenhäuser
- Sie leisten einen Beitrag zur Sicherung des Kindeswohls und verbesserten die Befindlichkeit der Kinder

Notwendig:

- Weitergehende Angebote
- Politischer Wille für finanzielle Absicherung
- Ressourcen zur konzeptionellen Weiterentwicklung
- Differenzierte Fachdiskussion

Zum Nach- und Weiterlesen

Seith, C & Kavemann, B (2007): "Es ist ganz wichtig, die Kinder da nicht alleine zu lassen" - Unterstützungsangebote für Kinder als Zeugen und Opfer häuslicher Gewalt. Evaluationsstudie des Aktionsprogramms Kinder als Zeugen und Opfer häuslicher Gewalt der Landesstiftung Baden-Württemberg 2004-2006. Landesstiftung Baden-Württemberg, Soziale Verantwortung & Kultur Nr. 3, Stuttgart, 97 Seiten.

Download: http://www.landesstiftung-bw.de/publikationen/arbeitspapiere.php?subkategorie=sc

Seith, C (2007): Hilfesuche bei häuslicher Gewalt aus Sicht von Kindern und Jugendlichen - Ergebnisse einer quantitativen Befragung unter Berücksichtigung von Geschlecht, Alter und kultureller Herkunft. AJS Informationen, Aktion Jugendschutz Landesarbeitsstelle Baden-Württemberg, 2, 4-12.

Seith, C (2007): Fluchtgrund Familie – Forschungen zu Gewalt zwischen den Geschlechtern und Generationen. In: Verein Mädchenhaus Zürich (Hg): Mädchen sind unschlagbar - Eine Dokumentation zum Thema Gewalt an Mädchen und jungen Frauen, Zürich/Luzern, 15-18.

Seith, C (2007): Fokus: Kinder bei häuslicher Gewalt. In: Jahresbericht 2006 Stiftung Frauenhaus Zürich, 10-13.

Seith, C (2006a): „Weil sie dann vielleicht etwas Falsches tun" - zur Rolle von Schule und Verwandten für von häuslicher Gewalt betroffene Kinder aus Sicht von 9-17 Jährigen. In: Kavemann, B & Kreyssig, U (Hg.): Handbuch Kinder und häusliche Gewalt. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 103-124.

Download: www.nfp52.ch/d_dieprojekte.cfm?Projects.Command=details&get=20

Seith, C (2006b): Kinder und häusliche Gewalt - Herausforderungen an Behörden und Fachstellen. Soziale Sicherheit CHSS, 5, 249-254.

Download: www.nfp52.ch/d_dieprojekte.cfm?Projects.Command=details&get=20

Seith, C (2003): Öffentliche Interventionen gegen häusliche Gewalt - Zur Rolle von Polizei, Sozialdiensten und Frauenhäusern. Frankfurt/Main, Campus.

Betroffenheit erkennen – Unterstützung leisten – Perspektiven entwickeln

Podiumsgespräch mit

Prof. Dr. Silke Gahleitner, Arbeitsbereich Klinische Psychologie und Sozialarbeit der Alice Salomon Hochschule Berlin;

Dr. Corinna Seith, Pädagogisches Institut der Universität Zürich

Dipl.-Psych. Irene Salzmann, Projekt „Menschenskind" des Mannheimer Frauenhaus e.V.

Ulrike Scheurich, Stadt Mannheim, Leiterin der Abteilung Soziale Dienste beim Fachbereich Kinder, Jugend und Familie

Moderation:

Luzia Köberlein, Projektkoordinatorin „Gegen Gewalt an Kindern" des Paritätischen Baden Württemberg

Luzia Köberlein: Erlauben Sie mir, diese Diskussion mit einer Definition von häuslicher Gewalt zu beginnen, denn häusliche Gewalt steht inzwischen für Vieles, dabei ist es auch zu einer Unschärfe des Begriffs gekommen.

Häusliche Gewalt ist Gewalt in Ehe und Partnerschaft. Sie zielt darauf ab, eine Person zu kontrollieren und zu dominieren, es handelt sich um körperliche und sexuelle Gewalt, um ökonomische Ausbeutung, um verschiedenste Formen der psychischen Misshandlung und Degradierung. Häusliche Gewalt ist als wiederkehrende Gewalt mit verletzungsträchtigen Folgen vor allem Gewalt von Männern gegen Frauen.

Ich habe das noch mal vorausgeschickt, um deutlich zu machen um was es uns bei dieser Podiumsdiskussion geht. Wir wollen darüber sprechen, wie und in wie weit Kinder von häuslicher Gewalt betroffen sind. Wir wollen nach adäquaten Unterstützungsangeboten für die betroffenen Kinder fragen und nach notwendigen Vernetzungsstrukturen, und wir wollen auch in die Zukunft schauen und fragen, was brauchen Kinder für Hilfen, damit frühzeitig Hilfe geleistet werden kann, bevor es zu schwerwiegenden Schädigungen oder Beeinträchtigungen kommt.

Frau Seith, sie haben an anderer Stelle gesagt: Frauenschutz ist der beste Kinderschutz, was haben Sie damit gemeint?

Corinna Seith: Dazu gibt es in den USA einige Untersuchungen und im Grund genommen kann man heute sagen, dass es bis zu 60 % der Fälle eine Überschneidung zwischen häuslicher Gewalt und Kindesmisshandlung gibt.

Wir befassen uns im deutschsprachigen Raum seit etwa 30 Jahren mit der Thematik „häusliche Gewalt", vor allem aus der Perspektive der Frauenhausbewegung und von der feministischen Sozialforschung her. Daneben gibt es die Kinderschutzbewegung und die Jugendhilfe, die sich seit langem mit Kindeswohlgefährdung befassen. Was sich einfach zeigt ist, dass es sowohl in der Praxis als auch auf der wissenschaftlichen Ebene eine deutliche Verbindung gibt, man könnte es im heutigen Diskurs auch

als „Intersectionality“ diskutieren. Wichtig ist, um weiter zu kommen in der Fachdiskussion, dass wir die Problematik des Schutzes im Kontext von häuslicher Gewalt, also Gewalt in Ehe und Partnerschaft systematischer verbinden mit der Problematik des Schutzes von Kindern. Wenn ein Kind in einem solchen Kontext aufwächst, wenn die Mutter häusliche Gewalt erlebt, dann setzen wir zu spät an, wenn wir darauf warten, bis wir genau nachweisen können, ob bei diesem Kind Kindesmisshandlung vorliegt.

Das ist eindeutig zu spät. Häusliche Gewalt ist ein spezifisches Phänomen. Dazu müssten wir auch eine juristische Diskussion führen, denn es entzieht sich den gängigen Definitionen im Strafgesetzbuch, es ist ein komplexes Phänomen von Macht und Kontrollmechanismen im Geschlechter- und Generationenverhältnis, das sich in der jeweiligen Familie auch über eine gewisse Zeit entwickelt, das sich auch verändern kann. Zu fragen ist, wie das ausagiert wird und wie es möglich ist, diese Abhängigkeiten oder Macht und Kontrolle immer wieder erneut auszuüben bzw. was genutzt werden kann, damit diese Muster durchbrochen werden können.

Es gibt inzwischen auch viele Geschichten von Frauen oder Müttern die es geschafft haben, und die Tendenz ist eigentlich in den Frauenhäusern in den letzten Jahren auch, dass immer mehr Frauen mit immer jüngeren Kindern kommen, d. h. die Frauen gehen auch früher. Das ist auch ein Erfolg von einem gesellschaftlichen Sensibilisierungsprozess.

Dabei ist schon noch die Frage für die Mütter, in welche Situation sie sich da mit den Kindern begeben, die Frage „was hat sie von der Jugendhilfe zu befürchten“. Deshalb ist es wichtig, dass wir auch jetzt nicht einfach sagen „ja es ist wichtig, dass Jugendhilfe stärker dabei ist“, sondern es muss überlegt werden, was den Frauen signalisiert werden soll.

Luzia Köberlein: Dann möchte ich mich jetzt gleich an Frau Scheurich wenden. Was kann die Jugendhilfe bieten für betroffene Kinder oder wie kommt dieses Problem häusliche Gewalt auf die Jugendhilfe, auf die Sozialen Dienste zu?

Ulrike Scheurich: Also ich glaube, dass wir in Mannheim da auf einem ganz guten Weg sind, und zwar ist es für uns als Sozialer Dienst oder für die Fachkräfte des Sozialen Dienstes überhaupt gar nicht mehr die Frage, ist denn häusliche Gewalt Kindeswohlgefährdung, sondern da gibt es schon über lange Jahre hinweg einen intensiven Diskussionsprozess und auch einen Bewusstseinsbildungsprozess. Auch die Fachkräfte diskutieren, dass häusliche Gewalt für Kinder eine hoch schädigende Bedingung ist, wir bekommen in Mannheim ja alle Meldungen von Gewalt im sozialen Nahraum direkt von der Polizei, wenn Kinder in den Familien sind, und wir nehmen auch Kontakte auf. Also es gibt Handlungsstandards in Mannheim, diese Handlungsstandards besagen, dass spätestens innerhalb einer Woche Kontakt aufgenommen werden muss, entweder indem ein Hausbesuch stattfindet, mit dem Fokus auf der Frage, wie stark ist das Kindeswohl tangiert. Oder es findet eine Kontaktaufnahme in den Räumen des Sozialen Dienstes statt, d. h. dieses Thema „Kinderschutz“ ist da schon ganz eng mit dem Thema häusliche Gewalt verbunden und das finde ich auch richtig so.

Luzia Köberlein: Und was können Sie dann von der Jugendhilfe bieten, wenn Sie jetzt den ersten Kontakt hatten, welche Möglichkeiten hat die Jugendhilfe anzubieten?

Ulrike Scheurich: Spätestens dann, wenn es komplizierter wird, wenn Kinder schwerwiegend betroffen sind, dann ist ganz klar, dass wenigstens der Schutz des Kindes sichergestellt werden muss.

Was ich spannend finde in dieser Diskussion, oder wenn man auch ein bisschen weiß, welche Hinderungsgründe es gibt, das ist diese Angst, „wenn das Jugendamt was erfährt sind die Kinder weg". Das bildet eine ganz hohe Hürde, um Vertrauen herzustellen, um was zu erzählen und da ist immer die Gradwanderung der Fachkräfte, wie stark muss ich eingreifen, wie lange kann ich zuwarten, wie lange kann ich warten, um eine Bindung herstellen zu können, alles das ist in jedem Einzelfall abzuwägen. Die Fachkräfte sind da oft auch in schwierigen Situationen. Idealerweise könnte man einen Kontakt zu zweit machen, dass man da auch mal zu zweit drauf gucken kann. Wir versuchen, diese kollegiale Fallberatung auch mit einzusetzen.

Was das Jugendamt dann tut, das ist nicht allgemein zu beantworten sondern muss in jeder einzelnen Situation ganz deutlich abgewogen werden. Dabei steht aus der Sicht des Jugendamtes der Schutz des Kindes im Vordergrund. Was wir verhindern müssen, ist aus meiner Sicht, dass Kinder instrumentalisiert werden, um Frauen zu stützen und zu stärken. Es gibt in der Drogenberatung, also im Zusammenhang mit suchtkranken Eltern auch immer mal wieder die Argumentation, dass man sagt, also wenn da jetzt das Kind zu seinem eigenen Schutz aus der Familie genommen wird, dann destabilisiere ich den Therapieprozess. Das finde ich noch mal eine spannende Diskussion und vielleicht passt es jetzt da an der einen oder anderen Stelle, dass es auch unterschiedliche Sichtweisen gibt und ich denke das kann man nur im intensiven Austausch, im Miteinander der damit befassten Fachkräfte minimieren.

Luzia Köberlein: Frau Salzmann, Sie haben ein ganz spezifisches Angebot kreiert und durchgeführt für Kinder, die von häuslicher Gewalt betroffen sind. Was ist jetzt das spezifisch Neue an diesem Angebot, das konzeptionell Neue im Vergleich zu anderen kindertherapeutischen Angeboten zum Beispiel?

Irene Salzmann: Also ich denke, mein Angebot findet im Rahmen eines Projektes statt, da kann ich vieles anders machen. Von der ersten Sitzung an ist bei uns ganz klar, häusliche Gewalt hat stattgefunden. Es ist bei uns kein Tabuthema, ich bin da sehr sensibel für das Thema, wie alle denke ich. Aber es ist eine andere Herangehensweise als wenn ein Kind beispielsweise in die Erziehungsberatungsstelle geht, die ein sehr viel breiteres Spektrum hat. Da ist das Thema Gewalt am Anfang eher noch ein Tabuthema, vielleicht kann man es ansprechen vielleicht nicht. In meiner Arbeit gehe ich von Anfang an auf dieses Thema zu und natürlich gibt´s die anderen Problembereiche auch, die will ich auch nicht aus den Augen lassen, aber zentral ist doch, was die Kinder in diesen Gewaltsituationen erlebt haben, wie sie damit umgehen können und vielleicht Alternativen aufzeigen, wie man noch damit umgehen kann.

Luzia Köberlein: Mir ist aufgefallen, wenn ich mir anschaue, wie die Kinder zu Ihnen kommen, dass die Zugänge vielleicht auch unterschiedlich sind?

Irene Salzmann: Ja, das ist auf jeden Fall ein Unterschied, also wenn eine Frau zuerst beim Fraueninformationszentrum war, hat sie schon ganz viel Beratung bekommen, im Punkt Sicherheit zum Beispiel, im Punkt, was kann sie sozial alles machen, im Punkt was gibt es noch für Unterstützungsmöglichkeiten. D. h. wenn die Frauen zu mir kommen, haben Sie schon ganz viel Informationen und Beratung gehabt. Ich denke, das ist auch ein Unterschied, wenn jemand zu einer Erziehungsberatungsstelle geht, dann fehlt das oft und ich fand das auch oft sehr hilfreich, zum Beispiel wurde beim Fraueninformationszentrum dann schon mal geguckt, ist das Jugendamt mit da-

bei, das war dann für mich auch eine Entlastung , weil ich wusste, da ist schon im Vorfeld ganz viel Arbeit geleistet worden, das hat mich dann in meiner Arbeit nicht mehr so belastet.

Luzia Köberlein: Könnten Sie sich vorstellen, dass diese Kinder auch einfach Zugang bekommen würden, also wenn sie nicht über das Fraueninformationszentrum oder das Frauenhaus zugeleitet worden wären?

Irene Salzmann: Wenn die Zugänge nicht über das Fraueninformationszentrum oder vom Frauenhaus gelaufen wären, hätte ich ja ganz viel Werbung machen müssen, dann hätte ich ganz viel Öffentlichkeitsarbeit machen müssen und das war aus unseren Mitteln jetzt nicht zu leisten, ich denke es wäre nicht so gelaufen, wenn ich das anders hätte anfangen müssen.

Luzia Köberlein: Sie sagten, sie haben 61 Kinder betreut in dieser Zeit, Frau Salzmann, sie haben sehr viele Kinder therapeutisch begleitet. Frau Gahleitner, brauchen alle Kinder, die so eine schwerwiegende Belastung haben, ein therapeutisches Angebot?

Silke Gahleitner: „Also pauschal richtige Antworten gibt es ja nie, das hatten wir ja heute schon öfter, ich würde auch nicht sagen dass alle Kinder, die häusliche Gewalt erfahren haben eine Psychotherapie im klassischen Sinne brauchen. Vielleicht wurde es ja auch im Vortrag deutlich, dass ich ohnehin nicht so sehr viel davon halte, diese Bereiche so streng voneinander zu trennen. Ich denke, dass das Angebot von Frau Salzmann deswegen so erfolgreich war, weil sie sehr flexibel gearbeitet hat, das wird ja an vielen Stellen deutlich.

Trotzdem möchte ich ein bisschen vorsichtig sein, es gibt ja auch verschiedene salutogenetische Theorien, wonach wir durch schwierige Erfahrungen auch wachsen und dann bestimmte Kompetenzen uns erwerben. Das stimmt natürlich auch, nur darf das nicht ins andere Extrem ausarten, dass wir dann möglicherweise am besten Gewalt erfahren sollen, damit wir soviel wachsen. Also so was gibt's nämlich auch, dass dann solche Diskussionen ins Gegenteil ausschlagen. Man kann schon davon ausgehen, dass die Erfahrung von früher oder die frühe Erfahrung von Gewalt im Umfeld oder an der Person selber schwerwiegende Schäden auslöst, dafür gibt es genug Forschung. Wir wissen, dass sexuelle Gewalt, also Vergewaltigung, immer gravierende Schäden auslöst für Männer wie für Frauen. Und wir wissen das auch von vermittelter Gewalterfahrung.

Was wir auf jeden Fall alle brauchen, ist eine ganz klare Positionierung von uns als Fachkräften und von der Gesellschaft. Das macht nämlich eine Menge aus, wie die Schulklasse, wie die Gesellschaft im Umfeld auf solche Probleme blickt, das hilft Kindern auch ganz enorm, sich zu öffnen. Ich würde auch sagen, wir haben da schon einiges erreicht aber es gibt noch verdammt viel zu tun, dass sich die Opfer noch wesentlich besser öffnen können.

Im Grunde kann man sich auch bei der Hilfe an die drei Ebenen halten, die ich eben schon mal für die Prävention aufgezeigt habe, die politische, die fachliche, und die Ebene der Person. Die Hilfe muss wirklich bedarfsorientiert sein und dazu brauchen wir immer einen fachlichen Hintergrund, der ist natürlich absolut wichtig, aber vor diesem fachlichen Hintergrund müssen wir jeweils anhand der Biographie usw. entscheiden, was im einzelnen wirklich genau zu tun ist.

Wenn Sie mich fragen, was die Kinder konkret brauchen, dann ist das Dreieck wiederum sehr hilfreich als Kategorisierung: sie brauchen Stabilität, sie brauchen, falls es so viele Problemlagen gab, die sie überfordert haben, eine Aufarbeitung dieser Problemlagen und sie brauchen eine Integration in ihrem

Lebensalltag, dass sie einfach weiter machen können mit ihrem Leben. Wodurch wir dies erreichen, ob über ein Spieltheater oder über eine Beratung, über eine Gruppe oder über eine Einzelgeschichte, ich finde da gibt es sehr viele Variationen.

Luzia Köberlein: Wir haben heute schon über die Mütter gesprochen und es war klar, also wenn wir die Kinder erreichen wollen bzw. wenn Kinder in die Projekte kommen, dann kommen sie nur, wenn die Mütter damit einverstanden sind, dass die Kinder Hilfe bekommen, und wenn die Mütter die Hilfe auch annehmen. Was für Erfahrungen haben Sie jetzt zum Beispiel gemacht, mit Müttern die Sie beraten haben, nach dem Platzverweis?

Ulrike Scheurich: Ich habe in Mannheim in meinem Bereich keine Mütter nach dem Platzverweisverfahren. Grundsätzlich kann ich sagen, dass aus der Sicht des Jugendamts oder aus der Sicht des Sozialen Dienstes der Kontakt so angstfrei wie möglich passieren muss, also dieser Gleichung „jetzt kommt das Jugendamt, dann sind die Kinder weg", dem muss in meinen Augen an allen möglichen Stellen entgegen gewirkt werden. Das heißt, dass die Frauen erstmal einen möglichst angstfreien Kontext brauchen, wo sie über Ihre Situation sprechen können und dann diese Schuldfrage im Grunde minimiert wird. Dass sie nicht das Gefühl haben, sie haben persönlich individuell versagt auch als Erziehende, sondern sie können sich Hilfe holen und es ist erstmal auch nichts Schlechtes.

Luzia Köberlein: Und was brauchen Mütter, um für ihre Kinder Hilfe in Anspruch nehmen zu können?

Ulrike Scheurich: Ich glaub auch, dass wir viel mehr niederschwellige Angebote brauchen, das versuchen wir in Mannheim auch. Da muss noch gar nicht der Soziale Dienst des Jugendamtes involviert sein, sondern wir bräuchten in meinen Augen viel mehr Zugänge in Regelangebote und Regeleinrichtungen. Also in den Schulen, in den Kindertagesstätten, über diese Projekte die wir jetzt in Mannheim „Frühe Hilfen" nennen, über die Gesundheitssysteme unter Umständen, eben überall dort, wo vielleicht auch mal was augenfällig wird. Dann braucht es aber auch das Wissen, was gibt es denn noch alles, also was kann ich dieser konkreten Frau in ihrer Situation jetzt für uns in Mannheim ganz konkret auch anbieten.

Luzia Köberlein: Frau Salzmann, sie haben ja auch viel mit Müttern gearbeitet. Was haben sie für Erfahrungen gemacht, was brauchen Mütter, damit sie die Not der Kinder sehen, damit sie Hilfe für die Kinder annehmen können?

Irene Salzmann: Also ich denke, wichtig ist die Zukunftsperspektive. Wenn ich rumgehe und sage, das und das ist passiert, mit so und so viel Prozent Wahrscheinlichkeit wird dein Kind diese oder jene Störung entwickeln, dann wird es dem Kind nicht gerecht.

Ich denke, es muss natürlich schon so das angesprochen werden, es ist viel schief gelaufen was nicht hätte schief laufen sollen und auch nicht hätte schief laufen müssen, aber es gibt eine Zukunft. Es muss mit der Frau wirklich eingehend auch besprochen werden, dass sie, wenn sie es jetzt schafft, für ihre Kinder Zustände herzustellen, die frei sind von Gewalt, die besser strukturiert sind usw., für ihre Kinder das Bestmögliche macht. Damit erreiche ich zwei Dinge: erstens ist die Zukunftsperspektive eingeführt, die sehr wichtig ist für diese Frau, und zweitens ist die Verantwortung dorthin gegeben, wo sie hingehört, nämlich an die Frau. Wie das dann im Einzelnen umzusetzen ist, wie das Ziel dann zu erreichen ist, ich denke, da sind tatsächliche die Hilfsangebote in der Stadt wichtig.

Luzia Köberlein: Die Kinder haben ja nicht nur Mütter sondern auch Väter. Die Väter sind im Leben dieser Kinder sehr präsent auch wenn sie jetzt nicht körperlich anwesend sind. Aus unseren Projekten haben wir erfahren, dass es sehr schwer ist, sie einzubinden in die Arbeit, dass wenige Väter bereit sind, Verantwortung zu übernehmen für ihre Gewalt am Kind und von sich aus zum Beispiel ein Antigewalttraining besuchen oder eine Psychotherapie, um an sich selbst zu arbeiten, dass es aber viele Väter gibt, die recht vehement für ihr Umgangsrecht streiten können. Frau Scheurich wie könnte das jetzt zum Beispiel gelingen, diese Väter, diese Gewalt ausübenden Väter, mehr zu sensibilisieren oder mehr in die Verantwortung zu nehmen?

Ulrike Scheurich: Also die Frage ist ja noch mal, was will ich denn? Kann es das automatische Ziel sein, einen Gewalttäter im Kontakt mit dem Kind zu halten? Von daher glaube ich, dass es in der Fachwelt oder auch in der Jugendhilfe noch etlicher Diskussionen bedarf. Es gibt in der Tat das Postulat, Kindern den Zugang zu beiden Elternteilen zu ermöglichen, wir erhalten Kindern beide Eltern. Das ist das eine, das andere ist, dass es in meinen Augen natürlich Ausschlusskriterien gibt. Jetzt ist aber das Thema Umgangsrecht, da sind dann auch die Familiengerichte noch involviert, d.h. also selbst da gibt es ja dann unter Umständen Stellungnahmen von Jugendämtern, die von Gerichten noch mal ganz anders gesehen und entschieden werden. Von daher glaube ich, dass sich da im Moment viel tut.

Erstmal ist im Moment so diese Gegenbewegung, also wir halten die Väter grundsätzlich im Kontakt. Lange Jahre waren sie erstmal ganz aussen vor und es gibt jetzt diese Gegenbewegung, aber in meinen Augen muss auch mit den darin involvierten Institutionen diese Diskussion noch einmal geführt werden, wo ist denn das Ende. Eine Retraumatisierung ist für mich ein Ende. Aber mit diesen Theorien, dass es auf jeden Fall immer einen Kontakt geben soll, also im Moment ist viel in der Diskussion und dazu braucht es auch noch mal wissenschaftliche Erkenntnisse, dann kann man auch im Gutachten noch mal anders argumentieren, also ich glaube, auch in der Diskussion mit den Familiengerichten, da liegt noch einiges im Argen.

Luzia Köberlein: Zu den Wissenschaftlerinnen. Gibt es da Erkenntnisse?

Silke Gahleitner: Wir wissen, dass Retraumatisierung extrem schädlich ist, wir wissen, dass auf der anderen Seite Kinder immer auf der Suche nach ihren biologischen Eltern sind, ganz egal, ob die nun gut oder schlecht oder grässlich oder wunderbar waren, das tun sie immer, das tun sie auch, wenn sie in einer ausgesprochen guten Adoptiv- oder Pflegefamilie sind, das wird ihnen gesellschaftlich leider auch nahe gelegt, dass sie das tun. Das tun sie nicht aus biologischen Gründen, das tun sie, weil die Gesellschaft so heiß auf biologische Eltern ist.

Also das sind zwei Fakten und ich denke, es nützt in dem Fall einfach nichts, da muss man wirklich genau hinschauen. Da enden die Möglichkeiten von irgendwelchen Fragebögen. In dem Fall muss man einfach biographisch dran gehen, was anderes kann man nicht machen, man muss wirklich gucken, was für ein Verhältnis haben Vater und Kind wirklich gehabt und da lässt sich nichts pauschal sagen. Natürlich ist die Gewalt erstmal ein negatives Kriterium, aber es ist nicht das absolute Ausschlusskriterium, das ist zumindest meine Erfahrung. Ich weiß dass es ein riskanter Standpunkt ist, aber das Problem ist, dass oft ungeheuer pauschal argumentiert wird, ich kann einfach nur hoffen, dass es in dem Fall einfach immer mehr differenziertere Gutachten gibt. Ich finde, sie sind schon etwas differenzierter als vor 10 Jahren, wir können einfach nur hoffen dass es sich auch so fortsetzt.

Man kann aber auch fachlich argumentieren, es gibt für alle diese Begebenheiten und biographischen Besonderheiten fachliche Argumente und auch theoretisch einiges an Hinweisen, und dass wir

trotzdem Forschung brauchen, ist keine Frage. Es gibt auch schon genug Handwerkszeug, ich würde nicht sagen es ist nichts da. Ich glaube eher, es ist kein Geld da, um genau zu gucken, wollen wir mal ganz ehrlich sein, diese psychologischen Gutachten in einem Tag oder nach drei Treffen erstellt, das ist doch keine Alternative, wie sollen wir denn da einen biografischen Zusammenhang erkennen, es gibt einfach nicht genug Geld, fürchte ich.

Corinna Seith: Ja ich denke auch, wir sind einiges weiter, aber es fehlen uns für den deutschsprachigen Raum wissenschaftliche Grundlagen. Es gibt im Ausland einige Studien zum Umgangsrecht, aber ich denke schon, dass neben gesetzlichen Grundlagen die Kultur eine Rolle spielt, auch, was für Vorstellungen vom Geschlechterverhältnis, von Familienarbeit usw. da sind, das ist nicht das Gleiche wie in Schweden, es ist nicht das Gleiche wie in den USA oder England. Und da haben wir eine große Lücke.

Das ist das eine, ich denke eben klar, die Jugendhilfe kennt die Fälle, in der Praxis ist es alles schon bekannt. Aber da müsste man, und es ist aufwendig, weil es Fallarbeit ist, man müsste wirklich mal so eine Studie machen, um dann auch zu sehen, in wieweit man sich auch selber täuscht, also die Jugendhilfe kann bislang noch nicht sagen, es sind so und so viel Fälle von häuslicher Gewalt, die haben dieses und dieses Profil, wir haben diese Typen und wir haben die und die Verlaufsmuster mit diesem und jenem „out come" und das kostet uns so und so viel, weil die Fälle auch sehr unterschiedlich sind.

Ich sag das jetzt auch vor einem bestimmten Hintergrund, weil ich ein neues Grundlagenforschungsprojekt begonnen habe, in dem ich in der Jugendhilfe teilnehmende Beobachtung mache. Ich kann mir im Moment selber noch kein Bild machen, ich sehe nur, dass es auch sehr heterogen ist was an Fällen rein kommt. Aber wir haben noch keinen überblick, wir haben weder den statistischen Überblick noch wissen wir genaueres über Verläufe und wir müssen auch die Grundlagen erarbeiten, um dann im Hinblick auf die Erstellung von Gutachten die Fragen adäquater stellen zu können, die gestellt werden müssen, vielleicht auch mit den Gerichten schauen, dass sie vielleicht auch ihre Fragerichtung ändern müssen aber das ist auch eine interessante Herausforderung.

Was ganz schwierig ist, ist Forschungsgelder für Langzeitstudien zu bekommen, das ist kaum möglich, obwohl es eben genau bei dieser Problematik ganz wichtig wäre. Es geht ja immer um die Frage, wie wirken sich die Ereignisse in verschiedenen Lebensphasen von Kindern aus, das ist ja auch ein Unterschied für die kindliche Entwicklung, welche Dauer die Ereignisse hatten, wie das Muster der häusliche Gewalt war, da muss man ja auch differenziert hinschauen, von daher appelliere ich natürlich auch immer an die Praxis oder die Politik und die Behörden, dass es wichtig ist, dass wir hier sagen, wir brauchen auch Forschung. Andererseits, ich arbeite viel im englischsprachigen Raum ich habe viel gelernt von meinen Kolleginnen und der englischsprachige Raum hat eine sehr aktive und kontinuierliche Forschung und Tradition von wissenschaftlicher Begleitung und ich finde da können wir uns noch was abgucken.

Luzia Köberlein: Und vielleicht davon profitieren.

Corinna Seith: Genau.

Luzia Köberlein: Also ich bin noch gedanklich ganz stark bei dem, was Frau Gahleitner in ihrem Vortrag über das Menschenrecht auf eine gute, eine tragfähige Bindung gesagt hat. Um es jetzt zu diesem wohlbekannten afrikanischen Sprichwort zu bringen: es braucht nicht nur eine Bindung, sondern

um ein Kind zu erziehen, braucht es ein ganzes Dorf. Um ein Kind vor häuslicher Gewalt zu schützen, Frau Seith, was braucht es dazu, welche Vernetzungstrukturen oder welche Zusammenarbeit braucht es, um ein Kind vor häuslicher Gewalt schützen zu können?

Corinna Seith: Also sicherlich mal eine Gesellschaft, die offen ist und die sagt ja, das stimmt, es gibt diese Schieflagen, aber wir gucken auch nicht mehr weg, sondern wir finden Möglichkeiten zu unterstützen, auch die Gewalt zu thematisieren. Die Rolle von informellen Netzwerken ist in allen Fällen relativ groß. Wenn sie Interviews führen mit Frauen, dann gibt es immer die eine Person die sagt, sei es jemand von der Kirchengemeinde oder die Nachbarin oder genauso bei den Mädchen die ins Mädchenhaus abhauen, ja für die Kleinen ist es eben auch wichtig, dass sie vermittelt bekommen, „Hey das kann überall passieren, das ist nicht deine Schuld, das kann passieren du musst es aber nicht aushalten, wir finden Mittel und Wege dich zu unterstützen".

Wir haben ja 1400 Jugendliche, 9- bis 17-jährige befragt und wir haben auch gefragt, was brauchen die Kinder, was sollte man tun und sollten Kinder mit anderen darüber reden. Was halt sehr deutlich wurde, ist, dass sie auch große Bedenken haben, weil sie nicht wissen, was dann passiert und es kam dann die Angst, dass man sie den Eltern wegnimmt, also dass sie ins Heim kommen. Und das ist noch mal ein Punkt, wo wir uns dran machen sollten im Sinne von einer Entwicklung von zivilgesellschaftlicher Kompetenz. Ich denke, wir müssen uns stärker an die Kinder und Jugendlichen als Adressaten wenden, d. h. für mich ist dann auch die Frage, welche Möglichkeiten sieht die Jugendhilfe, sie ist die zuständige Behörde für die Kinder, wie kann man dieses Wissen, wie die Jugendhilfe dann vorgehen würde, auch an die Kinder ranbringen, ich denke schon, dass die Kinder auch ein autonomes Recht bekommen sollten, weil es je nachdem auch widerstreitende Interessen sind, das ist ganz klar. Sie müssen wissen, es ist möglich, dass deine Mutter hier nicht mitzieht und das hat gar nichts damit zu tun, ob es schon sozusagen verwahrloste Verhältnisse sind, sondern das ist einfach so, auch du hast da ein Recht, dich an andere zu wenden. In dem Sinn finde ich, ist es eine bürgerschaftliche Aufgabe, also abgesehen von den Institutionen, man kann natürlich nicht alles an den Behördenweg delegieren, aber mit den Kooperationsnetzwerken, die unterschiedlich stark entwickelt wurden über die Jahre, ist es ein neuer Ansatz entstanden. Wir sind jetzt an einem Punkt, wo es nicht reicht, dass häusliche Gewalt hauptsächlich ein Thema von Polizei oder von Justiz ist oder vom Gesundheitsbereich, sondern ich denke, jetzt müssen alle Professionellen, die mit Kindern arbeiten, an einen Tisch, ich nenne es immer eine Kinderarena, da müssen sie auch eine eigene Rolle entwickeln, davon könnten Kinder profitieren.

Luzia Köberlein: Sie haben damit schon unsere Abschlussrunde eingeleitet zum Thema Prävention. Es war ja die Frage, wie kann es gelingen, dass Kinder frühzeitig, also bevor schwerwiegende Störungen oder Beeinträchtigungen eingetreten sind, den Weg oder den Zugang zur Hilfe finden. Frau Scheurich, Sie haben einmal gesagt, Transparenz sei sehr wichtig, die Kinder müssen wissen, was machen „die vom Amt" dann, sie müssen eine Erwartungssicherheit haben. Jetzt möchte ich Sie fragen: Was passiert, wenn ein Kind mit diesem Problem „meine Eltern schlagen sich" zu Ihnen kommt?

Ulrike Scheurich: Wichtig ist, dass das Kind erstmal weiß, es kann sich an uns wenden, und wir besprechen gemeinsam was dann passiert. Also, dass auch nicht hinter dem Rücken von Kindern irgendwelche Dinge eingeleiten werden. Jetzt muss man natürlich sagen, es kommt immer darauf an, wie alt das Kind ist. Gehen wir davon aus, es ist ein älteres Kind und dann kann ich erklären, was meine Rolle ist. Also ich sag jetzt mal, Jugendamt ist ja mehr, ich im Sozialen Dienst hab immer auch diese Wächterfunktion, das ist auch bekannt. Von daher ist es mir, wenn es „das Jugendamt" heißt,

auch zu unspezifisch, weil das Jugendamt auch aus einer psychologischen Beratungsstelle besteht, in Mannheim auch aus Jugendhäusern und aus ganz unterschiedlichen Andockstellen und die können unter Umständen auch noch mal anders intervenieren. Von daher ist diese Frage ein bisschen unspezifisch. Es passiert ja eher nicht, dass die Kinder zum Sozialen Dienst kommen, sie äußern sich an anderen Stellen, oder es fällt auf im Hort, es fällt auf in der Schule. Von daher glaube ich, es braucht so, wie Sie es jetzt gesagt haben, diese Kinderarena.

Diese Fachkräfte die nicht Sozialer Dienst sind, die müssen erstmal Informationen bekommen, was passiert, was gibt es an Informationsmöglichkeiten, was würde passieren, wenn der Soziale Dienst da rein geht. Es ist ja so, dass die Grundhaltung ist, wir stärken und unterstützen das Familiensystem, ob das jetzt eine Person mit einem Kind ist, oder mit Partnerschaft oder wie auch immer, das ist das Hauptaugenmerk und wir nehmen Kinder nur dann in Obhut oder schützen Kinder außerhalb der Familie, wenn es gar nicht mehr anders geht.

Da kommen ja Kinder dann oft an diese Loyalitätsgrenzen, das ist auch wirklich ganz schwierig. Zum Einen gibt es so eine Bindung und gleichzeitig gibt es aber auch vielleicht diesen Punkt, wo ich als Sozialer Dienst sagen muss, das kann ich jetzt mit dieser Gefährdung des Kindes nicht mehr verantworten, jetzt muss ich erstmal ein Schutzkonzept für das Kind machen, um dann im weiteren zu gukken, wie können denn Kontakte erhalten werden, verbessert werden, wie kann Umgang gestaltet werden usw.. Aber wichtig wäre es, vor allem dort, wo Kinder sich erstmal normalerweise aufhalten, die Sensibilität zu erhöhen und da möglichst niedrigschwellige Beratungsangebote zu haben. Das sind in meinen Augen die Schulen an aller erster Stelle und da, wo es welche gibt, die Schulsozialarbeiter/innen.

Corinna Seith: Also die Schulen würde jetzt ja vielleicht, ich weiß nicht ob jemand von der Schule da ist, aber die Schule würde ja dann sagen „Aber Entschuldigung, dass sind ja die Spezialfälle, das ist doch die Aufgabe vom Jugendamt oder vom ASD." Gibt es da Gespräche, gibt es da eigentlich, ich nenn das jetzt mal einen runden Tisch zu häuslicher Gewalt? Diese anderen Stellen, die sie erwähnt haben, wo die Kinder sind, wissen diese Stellen davon, dass sie das eigentlich tun sollten, sind die darauf vorbereitet, kennen sie die Abläufe? Also ich merke das nur an, weil wir einfach in den Projekten und nicht nur in Deutschland, sondern überall auch merken, da gibt´ s überall noch Lücken.

Ulrike Scheurich: Also ich kann jetzt nur für Mannheim sprechen, es gibt in Mannheim einen Koordinierungskreis Gewalt in Partnerschaft, das wissen sie alle, da sitzen von der Frauenbeauftragten über die Polizei, Gerichte, Kinderschutzbund und Sozialer Dienst alle an einem Tisch, dann gibt es einen Arbeitskreis „Gewalt in Partnerschaften und Kindeswohlgefährdung", also genau dieser Fokus, um den es ja auch heute ging. Das gibt einen großen runden Tisch „Jugendhilfe und Schulen" aber, und das muss man schon auch mal kritisch sehen, dieses Thema häusliche Gewalt als Spezialthema ist mit Sicherheit noch ausbaufähig, also zumindest was den Dialog jetzt in Richtung Jugendhilfe und Schule betrifft, da geht es allgemein um Kindeswohlgefährdung, aber diese Sensibilität darauf noch mal ein besonderes Augenmerk zu richten, da ist bestimmt noch Nachholbedarf. Und man muss sehen das über diese Vereinbarungen, die jetzt alle nach § 8a geschlossen werden, also zumindest alle die in der Kinder- und Jugendhilfe tätig sind, schon noch mal deutlicher sensibilisiert und auch verpflichtet werden, also dieses genauere hingucken, diese Blickschärfung die da passiert, da glaub ich schon, dass es auch einen Effekt hat auf das Thema häusliche Gewalt, also da tut sich was, wobei wie gesagt ich denke immer, dass man da auch schon mehr machen kann und das ist aber dann wiederum oft auch an Ressourcen geknüpft, das darf man ja auch nicht wegreden. Wenn man sieht wie jetzt im Hinblick auf die Schulen die Ressourcen sind, wenn man weiß wie die Ressourcen innerhalb der Jugendämter sind, oder jetzt auch diese Projekte, ja das sind ja so Dinge, wo man sagt, warum ist das nur ein Projekt mit so einer kurzen Laufzeit, bis es richtig angefangen hat endet es schon wider und das ist ja eine Situation die wir ganz oft haben, dass Dinge die eigentlich ins Regelsystem also

in die Regelfinanzierung gehören heutzutage oft nur über Projektmittel realisiert werden. Dass es um Ressourcen geht, die man eigentlich wieder für die Arbeit bräuchte, also da finde ich sollte man auch nicht schönreden, es gibt ein deutlich löchriges soziales Netz und alle Akteurinnen und Akteure versuchen, dann noch das Beste im Moment rauszuholen. Aber es gibt einen deutlich höheren Bedarf, zum Beispiel um Dunkelziffern aufzudecken als wir das im Moment mit unseren Möglichkeiten können. Und irgendwann hat man sich dann auch genug vernetzt, also da gibt es ja immer diese Idee, vernetzt euch besser, das gibt Synergieeffekte. Aber das kostet auch Zeit und Ressourcen und irgendwann ist das, was ich dabei als Mehrwert erwirtschafte, ausgeschöpft

Luzia Köberlein: Ich hab ein heftiges Nicken gesehen, also in dem Sinne, die Ressourcen sind knapp, wir sind gut beschäftigt. Wir sehen zwar, dass Netzwerke noch erweitert werden müssen im Sinne der Prävention, wir müssten die Schulen einbinden, wir müssten die Kindertagesstätten vielleicht mit einbinden in dieses Netzwerk gegen häusliche Gewalt, wir müssten noch gucken, dass die Netze besser geknüpft werden zur Familiengerichtsbarkeit, da gibt es ja noch Reibungsflächen, die Frauenhäuser oder Frauenschutz und Kinderschutz müssen verknüpft und eingebunden sein.

In Anbetracht der Zeit würde ich jetzt gern das Podium öffnen, Sie haben heute sehr viel zugehört und Sie sollen auch noch die Möglichkeit haben, sich zu Wort zu melden.

Publikum: Ich fühl mich noch einmal herausgefordert bei der Fragestellung was es braucht, um ein Kind vor häuslicher Gewalt zu schützen, es braucht vor allen Dingen mehr als nur einen zuständigen Bezirkssozialarbeiter. Ich bin jetzt auch schon 27 Dienstjahre im Sozialdienst und vor Jahren hatte ich mal ein Kind, was zu Schaden gekommen ist, es war ein Säugling. Da ist mir nämlich am mulmigsten bei der Altersgruppe von 0 bis 3 Jahren, da habe ich noch keine Institution, keinen Kindergarten und oft auch keine Tagesstätte und da wünsche ich mir Netzwerke, die wir jetzt allmählich kriegen. Im Moment guckt auch die Politik von Flensburg bis München auf die Jugendämter und die Jugendämter sind in der Pflicht, da Antworten zu liefern. Diese niedrigschwelligen Netzwerke finde ich total wichtig, also jetzt haben wir auch ganz neu „Krippe plus" und haben Hebammensysteme und haben eine Vernetzung mit Beratungsstellen. Wenn diese Familie, wo ein Säugling durch Schütteltrauma zu Schaden gekommen ist, weil ein völlig uninformierter und inkompetenter Freund der Mutter das Kind, weil er keine Nerven hatte, geschüttelt hat, wenn diese Mutter sich getraut hätte anzurufen. Aber sie ruft nicht das Jugendamt an, weil sie weiß ich kann zur Not das Kind in Obhut nehmen. Das ist schon ein paar Jahre her, da hatte ich noch nicht diese niedrigschwelligen Netzwerke, wie Krippe plus und Beratung und Hebamme. Wenn die in dieser Überforderungssituation damals was gehabt hätte außerhalb vom Jugendamt, weil sie ja im Kopf hatte oder auch die Nachbarn gesagt haben, da kommt das Jugendamt, nimmt das Kind mit und das wollen wir nicht. Diese Netzwerke finde ich wichtig, weil es einfach mehr braucht als die zuständige Bezirkssozialarbeiterin, die in ihrem Bezirk alle Hilfebedarfe voraus ahnen kann, also dieses Schütteltrauma habe ich auch nicht voraus ahnen können.

Silke Gahleitner: Ich möchte diese Ressourcenfrage an dem Beispiel gerne noch mal aufgreifen. Was mir sehr deutlich geworden ist, wenn ihr diesen Film kennt von Frankfurt/Oder, von diesen beiden verhungerten Kindern. Es gibt eine sehr gute Dokumentation dazu und ich finde die zeigt, wie aufwendig es ist, um wirklich Zusammenhänge zu verstehen. Wenn man diesen Film aufmerksam sieht, dann sieht man dass sämtliche Kinderschutzbögen, die wir alle grad so eifrig produzieren, wegen § 8a usw., dass die zwar wichtig und nützlich sind, ich will die überhaupt nicht schlecht machen, aber dass sie eben den Fall nicht erfassen können. Man kann sich echt mal hinsetzen, kann diesen Film anschauen, da wird sehr schön chronologisch dokumentiert, was da passiert ist, was das Jugendamt auch wusste.

Da kriegt man keine Anzeichen und was dann sehr deutlich wird, man kann es nur verstehen, wenn man diese Mutter regelmäßig wirklich aufgesucht hätte und wenn man regelmäßig auch biographisch geguckt hätte, was da gewesen ist. Das zeigt sich nämlich im Laufe der Zeit, dass sie so ein Verfahren entwickelt hat aufgrund ihrer eigenen Traumatisierung, einfach wegzulaufen und abzuschalten und das hat sie keineswegs das erste Mal gemacht und wenn das sozusagen deutlich geworden wäre, plus Adoption, also das Freigeben ihres letzen Kindes zur Adoption, wenn da jemand hätte sich mehr reinarbeiten können, dann hätte da wirklich was gemacht werden können. Funktioniert aber mit den bisherigen Mitteln die so eingesetzt werden, nur sehr schlecht. Da sind wir genau bei ihrer Frage, das geht nur, wenn Leute vom ASD nicht irgendwie über hundert Fälle bearbeiten müssen.

Ich muss dazu noch sagen, meine Erfahrung von den Kollegen im Jugendamt in Berlin ist, seit das neue Kindertelefon dort eingerichtet ist, wo irgendwelche Nachbarn permanent anrufen können und sagen können, da schreit gerade jemand, gucken sie doch bitte mal, dann müssen sie zu zweit ausrücken, müssen nach diesem schreiendem Kind schauen und das verbraucht soviel Ressourcen, dass die Kinder die es wirklich nötig haben auch wieder nichts mehr abkriegen also die Sache ist nicht so einfach ja, wie man das immer denkt. Es immer so leicht, irgendwie Schuldige zu finden, im Endeffekt ist es eine warnsinnig schwierige Aufgabe, wo man eben sehr, sehr differenziert hinschauen muss.

Ulrike Scheurich: Also mir ist auch eben dieser Film in den Kopf gekommen, denn es geht ja um die Frage, was bräuchte es, um so was zu verhindern. Es gab zu DDR-Zeiten und in Westdeutschland Mütterberatung bis vor 20 Jahren. Aber wenn jetzt in dem Quartier, in dem diese Frau gelebt hat, wenn dort eine Mütterberatung gewesen wäre, wo sie mal hätte hingehen können und sagen, hier mein Kind schreit dauernd oder wie auch immer, also solche Beratungsangebote im Quartier, möglichst nah in dem Wohnumfeld, das fehlt heute. Also jetzt fantasieren wir mal ohne diesen Kostendruck, so was ist auch hilfreich für die Diagnostik, auch Zeit zu haben für eine Sozialpädagogische Diagnostik, also nicht nur ein Raster ausfüllen, damit ich nichts vergesse oder bestimmte Dinge auch nicht ausblende, sondern auch Zeit für eine gute Diagnostik zu haben und auch, jetzt noch mal mit dieser Frau im Hinterkopf, eine Beziehung herstellen zu können. Die hat nämlich gesagt, also meine Mutter hat mir verboten, mit dem Jugendamt Kontakt aufzunehmen, weil das eine Schande ist. Dann geht es ja auch noch mal darum, ich brauche Vertrauen um zu begreifen, dass Hilfe annehmen eben keine Schande ist.

An dieser Stelle endet der Mitschnitt der Podiumsdiskussion, es folgen einige weitere Kommentare aus dem Publikum, die insbesondere noch einmal die Verantwortung der Väter in den Mittelpunkt rücken und die Tatsache, dass sie aus dieser Verantwortung nicht entlassen werden dürfen. Täterarbeit, so das Fazit, ist auch Kinderschutz und Frauenschutz, ohne diese Arbeit ist die häusliche Gewalt und die Gewaltspirale, die sich mit den Erfahrungen der Kinder über die Generationen fortsetzt, kaum zu unterbrechen.

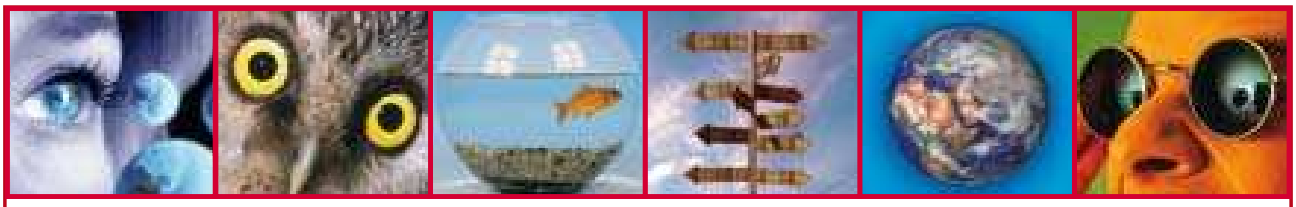
Ausblick

Kinder unserer Stadt.
Mannheimer Präventionsnetzwerk gegen häusliche Gewalt.

Auf der Grundlage der Ergebnisse und Erfahrungen aus dem Projekt „Menschenskind" und vor dem Hintergrund des Austausches mit den ExpertInnen aus der Wissenschaft und aus der Praxis ergeben sich derzeit folgende **Perspektiven** für die weitere notwendige Arbeit mit Kindern und für Kinder, die häusliche Gewalt erfahren haben, in Mannheim und in der Region:

- Ausgehend von einem vorhandenen Kern interner Angebote für Kinder im Frauenhaus und bereits vorhandener bzw. geplanter externer Kooperationen, sollen Angebotsmodule mit verschiedenen Trägern und Einrichtungen in Mannheim entwickelt werden. Das mögliche Spektrum reicht von geschlechterspezifischen einzeltherapeutischen Angeboten über Theaterprojekte bis hin zu speziellen Verhaltenstrainings.
- Die Angebote sollen in ein stadtweites Präventionsnetzwerk münden. Prävention wird hier in erster Linie verstanden als die Abwendung langfristiger negativer Folgen der erfahrenen Gewalt. Das Netzwerk soll Kinder bei der Verarbeitung der Erfahrung von Gewalt unterstützen, es soll Kindern helfen, bisher verschwiegene Gewalterfahrung zu verbalisieren und es soll Kinder frühzeitig gegen häusliche Gewalt sensibilisieren und damit langfristig auch als Primärprävention häusliche Gewalt verhindern helfen.
- Ein Teil dieses Netzwerk könnte die in der Podiumsdiskussion angesprochene „Kinderarena" sein, die eine Möglichkeit darstellt, dass Kinder auch als Experten und Expertinnen ihrer eigenen Lebenssituation in die Arbeit einbezogen werden. Hier muss der Faden aus der Diskussion aufgenommen werden und es muss konkretisiert werden, wie eine solche Kinderarena in Mannheim aussehen, wie sie aufgebaut werden kann und wer die beteiligten Personen und Institutionen sein sollen.
- Ein notwendiger Baustein ist, insbesondere nach dem Frauenhausaufenthalt, die Verfügbarkeit eines therapeutischen Angebotes für Mädchen und Jungen auf der Basis, wie es im Rahmen des Projektes so erfolgreich eingesetzt werden konnte: relativ schnell und unbürokratisch und von Anfang an auf den Kontext häuslicher Gewalt fokussiert.
- Ein weiterer Baustein konnte durch eine Kooperation mit dem jungen Nationaltheater Schule bereits umgesetzt werden: das Angebot „Jeux Dramatiques" für Kinder die häusliche Gewalt erfahren haben, wird derzeit gemeinsam mit anderen Kindern einer Mannheimer Schule in den Räumen der Schule durchgeführt. Damit erhält das Angebot Stabilität und Kontinuität, die Kinder aus dem Haus sind nicht isoliert unter sich, müssen sich aber auch nicht als „Frauenhaus-Kinder" outen, andere Kinder, die bisher über mögliche Erfahrung mit häuslicher Gewalt nicht sprechen konnten, können hier eine Atmosphäre des Vertrauens finden, Kinder ohne bisherige Erfahrung mit häuslicher Gewalt können behutsam dafür sensibilisiert werden.

Hiermit sind aus den Ergebnissen des Projektes „Menschenskind" erste Bausteine auf dem Weg zu einer möglichen stadtweiten Vernetzung benannt, mit der möglichst viele Kinder in der Stadt erreicht werden sollen und können. Sie sollen dazu beitragen, dass der dichte Austausch zu einer weiteren Professionalisierung im kommunalen Handlungsfeld „Kinderschutz und Abbau häuslicher Gewalt" führt, unterstützt durch die Beteiligung möglichst vieler Institutionen und die spezifische Expertise der Frauenhäuser im Problemfeld „Häusliche Gewalt".



Unsere Kundenberater kommen gerne zu Ihnen. Ihr Anruf genügt: Telefon 0621.874047

- Geschäftsdrucksachen
  und Formulare aller Art
  Offset- und Digitaldruck
- Großformat-Druck / auch auf Canvas
- Farbkopien und s/w-Kopien
- Grafische Gestaltung / Satz
  Text / Bild / Fotografie
- Wire-O-Spiralbindungen
- Laminieren / konfektionieren
  nuten / stanzen / rillen / prägen
  perforieren / bohren / kleben
  ösen / falzen / heften / schneiden
  zusammentragen / versenden
- Prospekte, Flyer, Plakate,
  Broschüren, Handzettel
- Kuverts, Versandtaschen / auch bedruckt
- Kataloge und Zeitschriften
- Aufkleber, Etiketten, Ausweiskarten
- Buttons, Fähnchen
- Taschen-, Tisch- und Wandkalender
- Post- / Karten für jeden Anlass
- Direkt-Mail-Aktionen
- Notiz-Blocks und -Würfel
- Endlos- / Durchschreibesätze
- Präsentationsmappen
- Ordner und Ringbücher
- Schreibtischauflagen
- Vereinspublikationen
- CD-Duplizierung, 4c-Direktdruck,
  Verpackungen, Konfektionierung
- Stempel aller Art
- Firmen- und Hinweisschilder
- Kfz-Beschriftungen
- Schaufensteraufkleber
- Gebäude-Leitsysteme
- Messe-Systeme / Displays /
  Werbebanner / Rollups
- Werbegeschenke / Promotionartikel

>>>>> Die Welt der visuellen Kommunikation >>>>>

spectrum.
grafik, satz + druck gmbh

Krügerstraße 20 / Mallau
68219 Mannheim / Deutschland
Telefon: 0621.874047
Telefax: 0621.874058
E-mail: infoline@spectrum-druck.de

Projektleitung
Dr. Claudia Schöning-Kalender

Therapeutin
Irene Salzmann
Mannheim

Mannheimer Frauenhaus e. V.
frauenhaus-mannheim@t-online.de
www.frauenhaus-fiz.de

Frauenhaus
Postfach 12 13 48
68064 Mannheim
Telefon: 0621/74 42 42
Telefax: 0621/74 42 43
fachbereich-frauen@frauenhaus-fiz.de

Fraueninformationszentrum (FIZ)
Eichendorffstrasse 66-68
68167 Mannheim
Telefon: 0621/37 97 90
Telefax: 0621/3 39 33 14
fraueninformationszentrum@t-online.de

Mitglied im Paritätischen Wohlfahrtsverband
Baden-Württemberg

ISBN 3-9806920-7-8